

nunu

Ioan Holender im Interview • Kultusgemeinde
wirbt um Juden aus dem Osten • Causa David
Irving • Psychoanalyse als jüdische Wissen-
schaft • Koscher reisen nach Krakau

Ausgabe Nr. 23 (1/2006)

Kislev 5766

€ 3,-

www.nunu.at



„WIR MÜSSEN STOPP SAGEN!“

SCHACHWELTMEISTER GARRY KASPAROV ERKLÄRT,
WIE ER DEN NAHOSTKONFLIKT LÖSEN WÜRD

STANDARD-Leser
beweisen Haltung.



Aleksey Igudesman, Triology Orchestra:

Es gibt nicht viele Tageszeitungen, die den richtigen Ton treffen.



Die Zeitung für Leser

EDITORIAL

Liebe Leserin, lieber Leser!

Im Fachjargon heißt die schwierigste Aufgabe, die eine Zeitung zu bieten hat, ganz unspektakulär „Schlussredaktion“. Für NU macht das Alexia Weiss, und wir nennen sie nur „unsere gute Seele“. Denn ihr Job ist hart: Sie erinnert an Termine, organisiert Fotos, mahnt die große Zahl der Säumigen, verbessert die eintrudelnden Artikel und koordiniert schließlich Redakteure, Lektorat und Layout. Nichts und niemand konnte sich bisher der genauen Planung von Alexia entziehen, bis plötzlich Lea kam. Sie erschien am 13. Februar um drei Wochen zu früh auf dieser Welt, maß sogleich stolze 43 cm und beschlagnahmte ihre Mutter vom ersten Moment an. Die NU-Redaktion ist entzückt und gratuliert herzlich. Weil es aber an guten Seelen in unserer Redaktion nicht mangelt, wurde auch diese Ausgabe auf das Beste betreut. Barbara Tóth ist als „Karenzvertretung“ eingesprungen.

In diesem Heft finden Sie zwei Interviews, deren Entstehung allein schon berichtenswert ist. Danielle Spera sprach mit Ioan Holender über seine Kindheit, sein Judentum und seine Beziehungen zu Yassir Arafat und Wolfgang Schüssel. Bei manchen Fragen zeigte sich der Staatsoperndirektor ein wenig genervt. Er habe das ohnehin schon in seiner Biographie festgehalten und Spera möge doch einfach dort nachlesen.

Mein Gesprächspartner war diesmal Garry Kasparov, ehemaliger Schachweltmeister, heute engagierter Kämpfer für die Demokratisierung Russlands. Von ihm ist bekannt, dass ihn seine Gegner nie erwischen konnten. Dass es auch für Berichtersteller mitunter nicht ganz einfach ist, zeigt mein Abenteuer mit ihm. Wir hatten uns per E-Mail in einem Münchner Hotel zu einem einstündigen Gespräch verabredet. Pünktlich aus Wien dorthin angereist, fand ich weder einen wartenden Interviewpartner noch kannte man ihn an der Rezeption. Ich versuchte telefonisch über sein Büro in Moskau mehr zu erfahren. Die Nummern, die auf Kasparovs Visitenkarte standen, erbrachten allerdings nur ein „Diese Nummer ist nicht vergeben.“ Die Zeit verflieg mit vergeblichen Telefonierversuchen, während mein Abflugtermin immer näher und näher rückte. Schließlich kam unser Fotograf auf die Idee, an der Rezeption nach der Vorwahl für Moskau zu fragen. Es stellte sich heraus, dass seit einiger Zeit zwischen der Landesvorwahl und jener für Moskau eine 4 einzufügen ist.

Dann ging alles ganz flott. Ich erhielt via Moskau die Mobilnummer von Kasparov und erreichte ihn auch tatsächlich. Er wohnte in einem anderen Hotel, und hatte den Termin einfach verschwitzt. Immerhin versuchte er keine untaugliche Verteidigung gegen meinen mit allen Figuren vorgetragenen Angriff, sondern zeigte sich offensiv zerknirscht. So kam ich doch noch zu einem Interview und erreichte auch meinen Flieger in letzter Minute. Nie zuvor war der Begriff vom „rasenden Reporter“ gerechtfertigter als diesmal.

Unsere Leser fragen immer wieder, warum ihren Heften ein Zahlschein beiläge, wo sie doch das Abonnement bereits bezahlt hätten. Nun, es wäre für uns extrem teuer, Erlagscheine nur für säumige Abonnenten einzulegen. Darum kriegt jedes Heft einen ab. Das Gute daran: So haben alle Leser die Möglichkeit, ein bisschen was zu spenden. Und die avancierten User von Online-Banking sollen auch ihre Chance bekommen: Wir freuen uns über Ihre Spende auf das Konto bei der BA-CA (BLZ 12000), Nummer 08573 923 300.

Viel Vergnügen beim Lesen und einen koscheren Pessach im Namen der ganzen Redaktion.

Peter Menasse
Chefredakteur



MAZELTOV



Was uns gefreut hat ...

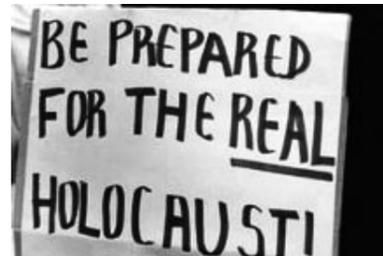
Die Homepage der IKG

Unter den Links zu inländischen Medien findet sich nach wie vor kein Hinweis auf NU. Andere jüdische Publikationen wie Die Gemeinde, David oder Illustrierte Neue Welt werden aber selbstverständlich erwähnt.

Die Wahl des IKG-Generalsekretärs

Bereits weniger als 24 Stunden nach Ende der Ausschreibungsfrist stand das Ergebnis fest. Wie die Auswahl stattfand, werden wir in der nächsten Ausgabe berichten.

Was uns gewundert hat ...



Die geschmacklosen Karikaturen und furchteinflößenden Bilder, die im Zuge des so genannten Karikaturenstreits in allen Medien der Welt zu sehen waren.

Was uns schockiert hat ...



Seite 6



Seite 18



Seite 30

● EDITORIAL 2

● MEMOS 5
Nachrichten, die uns bewegt haben.

INTERVIEW 6

IOAN HOLENDER
Der Staatsoperndirektor sagt, was er sich über den Umgang Österreichs mit dem Nationalsozialismus denkt.
Von Danielle Spera

RESTITUTION 12

Eine Geste, keine Gerechtigkeit. Die Opfer des Nationalsozialismus bekommen eine Entschädigung. Kein Grund zum Jubeln.
Von Hannelore Eckerstorfer

KULTUSGEMEINDE 15

Relaunch aus dem Osten mit Ressentiments. Juden aus dem Osten sollen die Kultusgemeinde in Österreich stärken.
Von Heike Hausensteiner

INTERVIEW 18

GARRY KASPAROV
Der Schachweltmeister über den Nahostkonflikt und Anti-Demokrat Putin.
Von Peter Menasse

ISRAEL 24

Wir sollten ihnen glauben. Warum es wichtig ist, die Kontakte zu Abu Mazen zu erneuern.
Von Jonas Zahler

IRVING-PROZESS 26

Minderwertigkeitskomplex und Größenwahn. Die paradoxe Persönlichkeit des Holocaust-Leugners David Irving.
Von Eva Menasse

NU-DEBATTE 28

Gehören Holocaust-Leugner vor Gericht? Die Journalisten Hans Rauscher und Christian Ortner argumentieren Pro und Contra

FREUD-JAHR 30

Psychoanalyse als jüdische Wissenschaft? Der Londoner Professor Stephen Frosh erklärt, warum die Psychoanalyse eine jüdische Wissenschaft ist.
Von Axel Reiserer.

SIGMUND FREUDS 33

JUDENTUM
Welche Hinweise Freud auf seine jüdische Identität hinterlassen hat.
Von Martin Engelbertoffice@nunu.at
www.nunu.at

LITERATUR 34

„Es ist mir wichtig, unter den Juden vorzukommen“ Die Journalistin und Schriftstellerin Erica Fischer im Porträt.
Von Helene Maimann

REISE 40

Koscher in Krakau und Czernowitz: Im April und Mai 2006 wird erstmals eine koschere Studienreise nach Osteuropa veranstaltet.
Von Katja Sindemann

● LESERBRIEFE 42

● RÄTSELHAFTES IN JIDDISCH 43

Von Michaela Spiegel

● DAJGEZZEN UND CHOCHMEZZEN 44

Von Peter Menasse und Erwin Javor

● KOMMENTAR 45

Fragen zum Projekt „Ichmannngasse“
Von Martin Engelberg

● ALLTAGSGESCHICHTEN 47

Bilder als Waffen gegen Unrecht
Von Erwin Javor

● IMPRESSUM 48

Die mit einem ● gekennzeichneten Artikel, sind NU-Standards.

»Die Profiteure sind immer noch da.«

Staatsoperndirektor Ioan Holender nimmt sich kein Blatt vor den Mund und sagt immer wieder klar und deutlich, was er sich über den Umgang Österreichs mit dem Nationalsozialismus denkt. Dass er dafür viel Kritik erntet, nimmt er gelassen. Im NU-Interview spricht Holender über seine Geschichte, sein Judentum, den Karikaturenstreit, seinen Nachruf auf Yassir Arafat, aber auch über sein Verhältnis zu Wolfgang Schüssel.

DAS INTERVIEW FÜHRTE DANIELLE SPERA

FOTOS VON PETER RIGAUD

NU: Herr Holender, Sie wurden im Jahr 1935 in Rumänien geboren, stammen aus einer gutbürgerlichen jüdischen Familie. Wie war das Leben damals in Temesvar?

Holender: Wunderbar war das, es gab ja nicht einmal das Problem der Nationalitäten in der Zwischenkriegszeit. Die heute immer wieder viel gepriesene Multikulturalität wurde in Temesvar geradezu verkörpert. Damals war es selbstverständlich, dass Deutsch, Ungarisch und Rumänisch neben- und miteinander existierten. Damals waren die zwei großen Synagogen eigentlich auch eine Selbstverständlichkeit. Dass man an jüdischen Feiertagen als Schüler einer rumänischen Schule nicht zum Unterricht ging – war auch eine Selbstverständlichkeit. Man darf natürlich nicht übersehen, dass dann schon sehr bald die dunklen Wolken des rumänischen Faschismus kamen, der allerdings nicht annähernd mit dem Hitler-Faschismus vergleichbar war.

NU: Wie hat Ihre Familie das erlebt?

Holender: Mein Vater musste immer wieder für ein paar Wochen in ein Arbeitslager, aber das ließ sich nicht vergleichen mit Konzentrationslagern. Er musste Steine klopfen, aber auch das war mit Mauthausen nicht vergleichbar. Das war die ru-

»Ich bewunderte die deutschen Soldaten. Die waren blond und blauäugig und hatten einen Scheitel so wie ich.«

mänische Version der Verfolgung, so unter dem Motto: Wir haben es auch gemacht. Auch Transporte haben nicht stattgefunden, mit dem Argument, man hätte keine Kohle. Im Vergleich zu Ungarn oder Polen ist in Rumänien wenig passiert. Von meinen Verwandten in Ungarn hat niemand überlebt. Niemand. In einem

lateinischen Volk, wie die Rumänen es sind, wird nichts so genau genommen wie in einem teutonischen. Gut, jetzt werden Sie gleich sagen, die Ungarn sind keine Teutonen. Nein, ernst gesprochen: Dieser elementare Judenhass, die Einstellung, dass Juden Menschen zweiter Klasse seien, die war in Rumänien undenkbar. Ich musste aber trotzdem dann in eine jüdische Schule wechseln, wo ich nur sehr ungern war, denn ich wollte mit den orthodoxen jüdischen Schülern nichts zu tun haben, sie missfielen mir.

NU: Ihrer Biographie habe ich entnommen, dass Ihnen die Deutschen imponiert haben.

Holender: Ich bewunderte die deutschen Soldaten. Die waren blond und blauäugig und hatten einen Scheitel so wie ich. Meine Mutter hatte Tränen in den Augen, als sie bemerkte, dass ich begeistert mit dem Hitler-Gruß grüßte, sie hat nichts dazu gesagt, aber oft geweint. Ich spürte, dass eine große Spannung da war. Eines



»Irgendeinen Teppich, irgendeine Vase, irgendeine Lampe haben in Österreich viele noch zu Hause. Irgendetwas, das belastet ist. Daher kommt die Aggression.«

Tages wurde ich vor unserem Haus furchtbar zusammengeschlagen von einem Schüler der deutschen Schule. Ich war damals acht Jahre. Das war eigentlich die erste spürbare Auswirkung des Leidens an meinem Judentum. Aber sonst?

NU: Heißt das, dass sie wenig Antisemitismus gespürt haben?

Holender: Wir haben es zweifach gespürt, zuerst durch den Faschismus und dann durch den Kommunismus. Man hat „Rumänisierungen“ durchgeführt, das waren Ent eignungen, aber auch das war nicht mit den so genannten „Arisierungen“ gleich zu setzen. Mein Vater



»Es war mir eigentlich nicht recht, dass wir anders waren als die anderen. Ich wäre lieber am Sonntag in die Kirche gegangen mit meinen Freunden, um dazu zu gehören.«

konnte die Fabrik behalten, doch es wurde ein „Verwalter“ eingesetzt, der sich aber viel verständnisvoller und humaner benommen hat als „Ariseure“ in Österreich. Dass man Juden aus dem Land jagt oder ermordet, war bei uns im Banat kein Thema. Die Villa meines Großvaters wurde „rumänisiert“. Er bekam sie allerdings 1944 sofort zurück. Auch eine rumänische Eigenschaft: Wir nehmen uns ein Scherzerm vom Brot, aber nicht das ganze. Jedenfalls durften Juden per Gesetz vieles nicht haben, Radio, Schreibmaschine, Telefon. Das alles haben die Kommunisten dann wunderbar übernommen, allerdings in einer ganz anderen Dimension ... Die Bürgerlichen, die Grundbesitzer, die Intellektuellen gehörten plötzlich zur „Ausbeuterklasse“ und wurden verfolgt. Die Fabrik meines Vaters wurde verstaatlicht, aus dem Arbeitgeber wurde ein Arbeitsloser, wir standen plötzlich vor dem Nichts.

NU: Sind Sie traditionell aufgewachsen, haben Sie die Feiertage eingehalten?

Holender: Nur Jom Kippur, genauso wie ich es heute halte. Und mein Großvater, der Vater meiner Mutter, hat Freitagabend gehalten, eine Weile haben wir mit ihm Shabbatabende gefeiert, Pessach auch, mein Ma nischtana hab ich gekonnt, das weiß ich noch heute. Ein bisschen Hebräisch konnte ich auch lesen und ich hatte eine BarMizwa. Also wir waren gemäßigt, würde ich sagen.

NU: War Ihnen Ihr Judentum im Aufwachsen wichtig?

Holender: Immer wenn es mir schlecht ging, war es mir wichtig. Nein, es war mir nicht wichtig, es

hat meine Kindheit und Jugend auch nicht wirklich geprägt. Man ging eben in die Synagoge und nicht in die Kirche. Es war mir eigentlich nicht recht, dass wir anders waren als die anderen. Ich wäre lieber am Sonntag in die Kirche gegangen mit meinen Freunden, um dazu zu gehören. Die rumänische Identität war mir wichtig und sie ist bis heute für mich bestimmend. Auch wenn ich mir innerlich die rein religiöse Zuwendung zum Judentum erhalten habe und mich in entscheidenden Momenten meines Lebens, die meist tragische Augenblicke sind, zu diesen Wurzeln hinwende. Ab 1948 kam es verstärkt zu Auswanderungen nach Israel. Bei uns in der Familie stand das aber nicht zur Debatte, man wollte nicht nach Afrika, in die Wüste. Dennoch war es ein Streitthema, ob man Rumänien verlassen sollte. Mein Großvater und mein Onkel mussten in ein Arbeitslager, 1958 wurden sie freigelassen und sofort danach verließen sie gemeinsam mit meiner Mutter Rumänien in Richtung Wien.

NU: Sie haben sich sehr früh politisch engagiert, sind dafür auch verfolgt worden ...

Holender: Ja, das klingt jetzt alles heldenhaft. Aber im Kommunismus war meine soziale Herkunft denkbar schlecht. Mein großbürgerliches Elternhaus galt in der sozialistischen Ideologie als äußerst negativ. Ich konnte tun, was ich wollte, ich war ein Bürgerlicher und musste mich erst durch schwere körperliche Arbeit für die Hochschule qualifizieren, in die ich als Arbeiter – ich arbeitete als Straßenbahnfahrer und auf Hochspannungssäulen – aufgenommen wurde. Seit ich 17 war, hatte ich Angst vor

der Securitate, der Geheimpolizei. Immer wieder hörten wir, dass Freunde oder Bekannte verschwanden, die Nervosität und Anspannung war bei uns zu Hause allgegenwärtig. 1956, ich war gerade 21 Jahre alt, geriet ich eher zufällig in eine Sitzung an der Hochschule, bei der die Studenten ihrem Ärger und Missmut Luft machten. Ich bin meinem Instinkt gefolgt und hab dort auch was gesagt, nämlich dass wir endlich freisprechen wollten. Von diesem Zeitpunkt an wurde auch ich politisch verfolgt. Jetzt bin ich ein politischer Held in Rumänien, so unglaublich das klingt, obwohl ich eigentlich nur eine Kleinigkeit gemacht hatte, im Vergleich zu anderen, die viele Jahre im Gefängnis waren. Mein Leben hat sich jedenfalls radikal geändert. Ich wurde von Einheiten der Securitate in einen Nachbarort gebracht und an die Wand gestellt. Ich wurde aber nicht verurteilt, man wollte vermutlich keine Märtyrer schaffen. Jedenfalls wurde ich von der Hochschule ausgeschlossen. Da ich ein ausgezeichneter Tennisspieler war, konn-

te ich mich nur mit Tennisstunden über Wasser halten. Doch nachdem ein Dossier über mich existierte, flog ich auch aus der Sportschule. Es war, als ob ich ein Kreuz auf der Stirne hätte, weil ich als Feind des Regimes galt. In dieser Situation erfuhr ich, dass man sich für die Ausreise nach Israel anmelden konnte. DIE Ausreisemöglichkeit für Juden. Am 14. Jänner 1959 war es so weit: Mein Vater und ich stiegen in den Zug, 20 kg Gepäck durften wir mitnehmen. Die Genehmigung war zwar für Israel er-



teilt worden, da meine Mutter aber in Wien lebte, konnten wir dorthin. Die Ausreise bedeutete meine Rettung, aber ich fühlte mich, als ob meine Wurzeln abgeschnitten würden.

NU: Glauben Sie, hat Ihr Judentum eine Rolle gespielt, dass Sie verfolgt wurden?

Holender: Nein, nein, das bilden wir uns vielleicht ein. Schauen Sie, wenn hier zwei Sänger vorsingen, der eine ist ein Rumäne und der andere nicht, beide sind gleich gut, dann würde ich den Rumänen nehmen. Wenn jetzt zwei Studenten dort dasselbe gesagt hätten, war der eine Rumäne, der andere Jude, hat man vielleicht den Juden verfolgt, genau kann ich das nicht sagen.

NU: Sie sind dann 1959 nach Wien gekommen, wie war das für Sie?

Holender: Schon auf der Fahrt nach Wien war ich total unglücklich und habe ständig geweint, ich habe mich von jedem Stein, von jedem Baum,

jedem Zaun verabschiedet, es war für mich das Ende. Meine Stimmung war katastrophal. Ich war überzeugt davon, dass mein Leben gescheitert ist, dass ich die Basis verloren, meine Sprache verloren hatte, mein ganzes Wissen. Aber ich bin weggegangen um zu überleben, nicht um zu leben. Meine Mutter war hier, das war mein einziger Trost. Ich wollte von Wien nichts wissen und fand hier auch alles ganz schlecht und dekadent. Ich sprach nur schlecht deutsch, fand aber bald Arbeit als technischer

Zeichner. Der Meister dort war gerade aus der russischen Kriegsgefangenschaft zurückgekehrt, er schimpfte mit den übelsten Nazi-Sprüchen gegen Juden und Ausländer. Ich dachte mir, dass die Menschen hier eben so seien. Nach sechs Monaten wurde ich entlassen.

NU: War es Thema, dass Sie Jude sind und Ihre Mutter Jüdin ist?

Holender: Nein. Ich war jedenfalls damals völlig orientierungslos und wusste nicht, auf welcher Welt ich mich befand. Damals hätte ich mir nicht träumen lassen, dass das Schicksal einmal so gnädig mit mir sein wird. Das macht mich dankbar und demütig.

NU: Wie halten Sie es jetzt mit Ihrem Judentum?

Holender: Zu Jom Kippur gehe ich in den Stadttempel und faste auch.

NU: Wie wichtig war es Ihnen denn, Ihr Judentum an die Kinder weiterzugeben?

Holender: Vor zwei Jahren hat mein Sohn sich von sich aus zum Judentum gewandt und dann auch Bar-Mizwa gemacht. Es war einer der schönsten Momente meines Lebens. Mein Sohn hat mir einen Brief geschrieben, da war er zwölf Jahre alt und mir darin mitgeteilt, dass er zum Judentum übertreten will, weil er diese Tradition weiter halten möchte. Das hat mich sehr berührt. Ich wollte eigentlich, dass er sich mit 18 für seinen Weg entscheidet, doch er ist mir zuvorgekommen. Mein Sohn hat jedenfalls gelernt, ist übergetreten, mit Mikwe und allem Drum und Dran und dann haben wir ihm in Temesvar, in der orthodoxen Synagoge, Bar-Mizwa gemacht, es war die erste Bar-Mizwa dort seit 20 Jahren, denn die jüdische Gemeinde ist mittlerweile sehr klein.

NU: Im Gegensatz dazu hat Ihr Sohn aus erster Ehe, Adrian, vor Jahren damit für Schlagzeilen gesorgt, dass er kurzfristig als Kandidat der Freiheitlichen aufgetreten ist. Hat das eine Kluft zwischen Ihnen hinterlassen?

Holender: Darüber möchte ich nicht sprechen, das ist ein ganz schlechtes Thema.

NU: Wie empfinden Sie die Stimmung in Österreich heute, Stichwort Klimt-Bilder. Haben Sie das Gefühl man hat sich da gegenüber Frau Altmann richtig verhalten?

Holender: Ich habe nicht das Gefühl, dass man sich so unrichtig verhalten hat, wie manche Leute aus mehr parteipolitischen Gründen jetzt behaupten. Ich weiß nicht, wie ich mich verhalten hätte in einer Beamtenposition. Mit Sicherheit hätte ich dazu tendiert, ein Schiedsgericht einzurichten. Allerdings: Wenn man damals verhandelt hätte, hätte man sich vermutlich arrangieren können und die Bilder für weniger Geld bekommen. Von dieser Warte aus kann Frau Altmann froh sein, dass man das nicht getan hat, denn jetzt bekommt sie sicher mehr dafür. Ich sehe die Vorgangsweise jedenfalls absolut nicht als antisemitisch. Vielleicht ist es falsch gelaufen, mehr möchte ich nicht dazu sagen.

NU: Sie melden sich immer wieder zu Themen der Vergangenheits-

bewältigung zu Wort, das ist in Österreich keine Selbstverständlichkeit – im Gegenteil.

Holender: Es hat begonnen mit den Feiern der Jahrestage der Wiedereröffnung der Staatsoper nach dem zweiten Weltkrieg, Ich hatte das Gefühl, man muss die Tatsachen und Wahrheiten aussprechen, um sich sauberer zu fühlen. Man darf sich auch nicht scheuen, Dinge auszusprechen, die die Menschen nur ungern hören, weil es um Schuld geht. Warum ist so eine Aggression ausgebrochen, als ich hier einen sehr bekannten Dirigenten (Karl Böhm – Anm. d. Red.) genannt habe und andere Leute, die von diesem schrecklichen Regime der Nazis profitiert haben. Die Lebenden leben besser, weil andere getötet worden sind. Das ist meine Meinung. Das empfinde ich so, auch im so genannten Bilder-Streit. Irgendeinen Teppich, irgendeine Vase, irgendeine Lampe haben in Österreich viele noch zu Hause, irgendetwas, das belastet ist. Daher kommt die Aggression, denn die Geschichte kann man nicht korrigieren, etwas Geschehenes kann man nicht korrigieren. Sie können auch nichts Schlechtes wieder gutmachen, daher bin ich gegen Wiedergutmachung. Es sind so viele Profiteure von damals noch immer da, wie soll man das in Ordnung bringen?

NU: Karlheinz Böhm war sehr aufgebracht darüber, dass Sie die Rolle seines Vaters erwähnt hatten, er sagte, Sie sollen den Mund halten. Wie gehen Sie denn mit diesen typisch österreichischen Reaktionen um?

Holender: Es war sicher unverhältnismäßig. Die Reaktion von Karlheinz Böhm hat mich sehr gewundert, weil ich ihn für seine humanitäre Arbeit sehr schätze. Außerdem hat mich er mich enttäuscht, was seine Intelligenz betrifft, denn er weiß ja über seinen Vater Bescheid. Karl Böhm war für mich ein Beispiel des gleitenden Übergangs von der Nazi-Zeit ins Nachkriegsösterreich. Ohne lange nachzudenken, wurden da wieder die Fronten gewechselt, als ob nichts gewesen wäre. Böhm war sicher kein Hauptdarsteller, sondern nur ein typisches Beispiel für viele andere Karrieren im Nachkriegsösterreich, das hat sein Sohn offenbar nicht verstanden. Ja, ich bekomme auch viele Drohungen. Ich fühle mich hier als Staatsoperndirektor nach vierzehn Jahren nicht beliebter, weil ich jüdischer Abstammung bin, aber auch nicht unbedingt ungeliebter. Nichtjüdischen Vorgängern in meiner Position ging es schon schlechter als mir.

NU: Ihr Gastkommentar in der „Presse“ nach dem Tod von Yassir Arafat hat damals für viel Verwunderung gesorgt. Würden Sie das heute wieder schreiben?

Holender: Nein, sicher nicht. Nachdem ich immer wieder bedrängt wurde, für jüdische Einrichtungen aktiv zu werden, wurde ich angesprochen, auch die palästinensische Seite kennen zu lernen. Ich machte die Bekanntschaft von palästinensischen Intellektuellen und lernte schließlich auch Arafat kennen. Dann haben wir diese Benefizaktion gemacht und ich habe ihm das Geld überreicht, er hat mich umarmt, mich „brother“

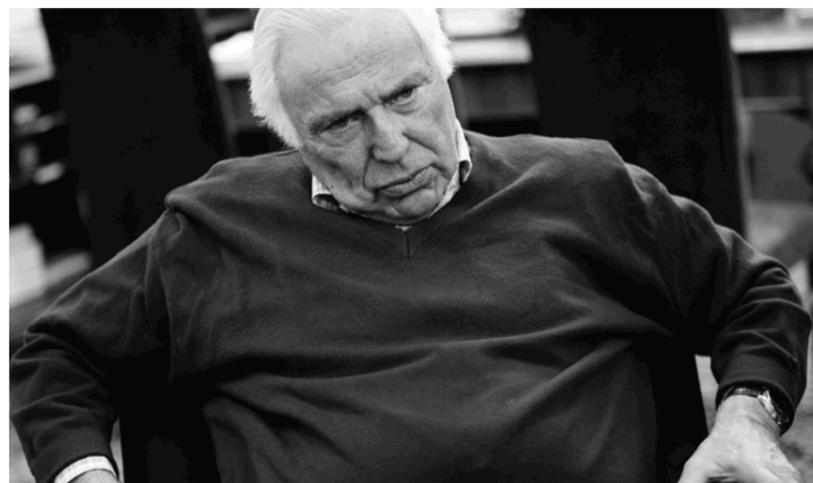


genannt und ich hatte ein gutes Gefühl, ich war beeindruckt. Und dann dachte ich nach seinem Tod, warum soll ich das nicht schreiben? Es war einfach sentimental geschrieben, vielleicht war es auch nur Wichtigmacherei, damit ich zeige, dass auch ich bei Arafat zum Essen eingeladen war.

NU: Jetzt hat die Hamas die Zügel in der Hand, was haben Sie empfunden, als Sie vom Wahlsieg erfahren haben?

Holender: Ich habe nicht so gestaunt wie viele andere. Ich fürchte, es gibt keine Lösung, weil die arabischen Länder nicht daran interessiert sind. Dadurch ist das palästinensische Problem kein arabisches Problem mehr, sondern ein jüdisches Problem geworden. Obwohl es eigentlich ein arabisches Problem wäre. Ob ein palästinensischer Staat überlebensfähig sein wird, bleibt da-

»Ich war ein heftiger Kritiker der rechts-rechten Regierung. Ich habe schon vor längerer Zeit Schüssel meinen Respekt geäußert. Und dazu stehe ich auch noch heute.«



hingestellt, vor allem ob die Reife für wirkliche Demokratie besteht. Man sollte ihn jedenfalls zulassen. Ich bin sehr für diese Mauer, denn ich weiß auch keine bessere Lösung. Denn es hat sich gezeigt, dass Israel, wenn es nicht selbst die Macht und die Kraft gehabt hätte, sich zu verteidigen, heute nicht mehr existieren würde.

NU: Haben Sie das Gefühl, dass sich Europa im Karikaturenstreit richtig verhalten hat?

Holender: Europa ist fassungslos und verunsichert und so voller Angst, sich falsch zu verhalten, dass man sich schon vor allem scheut. Im „Rosenkavalier“ gibt es die Figur des kleinen Mohamed, er ist der Page der Marschallin, da heißt es: „Schickt mir den Mohamed! Was machen wir jetzt damit, jetzt haben wir ein Problem ...“ Der Karikaturenstreit wurde bewusst geschürt, das ist jetzt klar, doch wie sollte man reagieren, wen verurteilen?

NU: Europa scheint andererseits immer sehr schnell mit der Verurteilung Israels zu sein ...

Holender: Also die Verurteilung Israels hat noch niemandem geschadet. Deshalb hat man noch nie eine Fensterscheibe eingeschlagen. Israel ist ein demokratischer Staat, den kann man meinetwegen verurteilen, aber wen soll man jetzt verurteilen wegen der Folgen dieser lächerlichen Karikaturgeschichte?

NU: Den Iran zum Beispiel ...

Holender: Den Iran kann man verurteilen, nicht nur deswegen. Doch das tut

man nicht, denn der Iran ist groß und den braucht man finanziell, aber das darf keine Ausrede sein. Ich war kurz vor der islamischen Revolution dort und habe die Stimmung gespürt, die sich da unter diesen Massen zusammengebraut hat. Da hat mich Angst gepackt.

NU: Sie waren ein heftiger Kritiker der Wende, der ersten Regierungsbildung von Wolfgang Schüssel. Wie sehen Sie das heute?

Holender: Nein, nein, ich war nicht ein heftiger Kritiker seiner Regierungsbildung, ich war ein heftiger Kritiker einer rechts-rechten Regierung. Ideologisch und im sozialen Bereich hatte ich mir etwas anderes erwartet, als dann eingetreten ist. Ich habe schon vor längerer Zeit Schüssel meinen Respekt für die Amtsführung und auch für seine Art geäußert und dazu stehe ich auch noch heute. Nicht nur, weil er die Restitution vollzogen hat. Als ehemaliges Opfer kann man sich nicht aussuchen, von wem die Zahlungen letztendlich kommen, Hauptsache, man bekommt sie. Wir haben heute ein sehr korrektes Verhältnis, es ist nicht freundschaftlich, wie mit Vranitzky, mit dem ich mich privat getroffen habe, Tennis gespielt habe. Vor meiner Rede anlässlich der Wiedereröffnung der Staatsoper habe ich Schüssel gesagt, dass ihm in meiner Rede nicht alles gefallen wird, Schüssel antwortete: Alles, was Sie machen, Hr. Holender, ist in Ordnung - ob es mir gefällt oder nicht. Er sagt mir immer wieder, dass er meine politische Einstellung kennt, aber dennoch meine Amtsführung schätzt. Ich habe jedenfalls gelernt, Menschen von Parteien doch zu unterscheiden,

»Ich war kurz vor der islamischen Revolution im Iran und habe die Stimmung gespürt, die sich da unter diesen Massen zusammengebraut hat. Da hat mich die Angst gepackt.«

den, also nicht nur nach Parteizugehörigkeit zu urteilen. Mehr möchte ich jetzt nicht mehr politisieren.

NU: Ihre Mutter spielt in Ihrem Leben eine ganz große Rolle, ist sie die jüdische Mamme?

Holender: Nein, nein, dazu ist sie zu jung, obwohl sie schon 91 ist. Nicht jüdische Mamme, nein, eine Partnerin und die Konstante meines Lebens.

NU: Die Tageszeitung „Die Welt“ hat Sie zu Ihrem 70. Geburtstag charakterisiert: Sie seien „der letzte Opernimpresario der alten Schule, a bisserl windig, a bisserl elegant, kompetent und unterhaltsam“ – stimmt diese Beschreibung?

Holender: Bis auf windig, ja.

Ioan Holender wurde 1935 in Temesvar (Rumänien) geboren. Sein Vater war Essig- und Marmelade-Fabrikant, seine Mutter stammte aus einer Familie wohlhabender Textilgroßhändler. Nach der Matura studierte er Maschinenbau. 1957 wurde er aus politischen Gründen exmatrikuliert und vom Hochschulbesuch ausgeschlossen. Seit 1959 lebt er in Österreich. Holender war als Opernbariton und Konzertsänger tätig und wurde später einer der bedeutendsten Opernagenten. 1988 wurde er Generalsekretär der Staatsoper und Volksoper in Wien. Seit 1992 ist er Staatsoperndirektor. Seine Autobiographie ist 2001 im Böhlau Verlag erschienen.

Eine Geste, keine Gerechtigkeit

Seit Dezember ist Bewegung in die ausständigen Zahlungen an NS-Opfer gekommen. Nachdem endlich „Rechtssicherheit“ erlangt wurde, kriegen Opfer des Nationalsozialismus eine Entschädigung. Grund zum Jubeln gibt es trotzdem keinen.

VON HANNELORE ECKERSTORFER

Ganz spät und ganz weit weg gab es vor kurzem zumindest ein Fünkchen Gerechtigkeit aus Österreich. Zwei hundertjährige Australier zählten vergangenen Dezember zu den Ersten, die von der Republik Österreich eine vorläufige Entschädigungszahlung für ihr von den Nationalsozialisten geraubtes Vermögen erhielten. Auch wenn nur ein Bruchteil ihres damaligen Vermögens erstattet wurde, freuten sich die Empfänger. Denn viele der mittlerweile sehr betagten Antragsteller können das Geld zur Begleichung offener Krankenhaus-, Pflege- und Arztrechnungen dringend brauchen.

Doch nicht allen ist es vergönnt, diesen Augenblick zu erleben. Viele Antragsteller sind schon zuvor oder während des aufwändigen und langwierigen Restitutionsverfahrens verstorben. Die Zeit drängt. Moshe Jahoda von der Claims Conference wird nicht müde darauf hinzuweisen, dass mit jedem Tag zwei Holocaust-Überlebende nicht mehr am

Leben sind. Auch in Österreich beklagte Hannah Lessing, Generalsekretärin des Allgemeinen Entschädigungsfonds, mehrfach, „dass täglich ein Antragsteller verstirbt“.

Doch die Bundesregierung wartete zunächst ab. Erst nachdem die 82-Jährige Dorit Whiteman und ihre Mitkläger den Anwalt Jay R. Fialkoff im Dezember 2005 baten, die von ihnen eingebrachte Sammelklage – gemeinhin bekannt als „Whiteman-Klage“ – einzustellen und damit die von österreichischer Seite eingeforderte Rechtssicherheit eingetreten war, handelte auch die österreichische Seite rasch. Am 13. Dezember 2005 verabschiedete der Nationalrat eine Novelle zum Entschädigungsfondsgesetz, die das Kuratorium des Allgemeinen Entschädigungsfonds im Einvernehmen mit dem Antragskomitee ermächtigte, die Erbringung vorläufiger Entschädigungen auszubehalten. Die plötzliche Eile der Bundesregierung erklärt sich nicht dadurch, dass sie

spät, aber doch erkannt hatte, dass schnelle Verfahren und Auszahlungen aufgrund des hohen Alters der Opfer des NS-Regimes notwendig sind. Im Gegenteil, es ging vor allem darum, noch – gerade noch – im Gedenkjahr 2005 verkünden zu können: Wir restituieren!

Allerdings erhalten Vorauszahlungen nur Antragsteller, über deren Forderungen – ausgenommen gegebenenfalls Forderungen aus Versicherungspolizzen – bereits vom Antragskomitee entschieden wurde. Dies betrifft gerade einmal 3.500 Anträge (Stand Ende Februar 2006). Aus dieser Gruppe, erzählt Jürgen Schremser vom Entschädigungsfonds, erhielten bis jetzt nur 1.365 Antragsteller, also knapp sieben Prozent aller Anspruchsberechtigten, eine Vorauszahlung. Der Grund für die schleppende Auszahlung sind die aufwändigen und langwierigen Recherchen, die die Mitarbeiter des Büros des Allgemeinen Entschädigungsfonds vornehmen müssen

(siehe auch NU 1/2005). Bei 200.000 Einzelforderungen von Menschen, die oftmals innerhalb weniger Stunden das Land fluchtartig verlassen mussten oder in Todeslager abtransportiert wurden, ist die Recherche über ihr damaliges Hab und Gut keine leichte Aufgabe. Anfangs kämpfte der Entschädigungsfonds auch noch mit personeller Unterbesetzung. Dieses Problem wurde zwar mittlerweile behoben, dennoch geht Lessing davon aus, dass die Antragsbearbeitung und -auszahlung erst im Jahr 2007 abgeschlossen werden kann.

Obwohl die Dotierung des Allgemeinen Entschädigungsfonds mit rund 210 Millionen US-Dollar seit 2001 geklärt ist und die Regierung seit Mai 2003, dem Ende der Antragsfrist, weiß, dass es insgesamt 19.300 Anträge gibt, aus denen sich 200.000 Einzelforderungen ableiten, herrschte über die Höhe der Restitutionszahlungen bis zuletzt Unklarheit. Im Dezember vergan-



VON ANTRAG BIS ZAHLUNG FRAGEN UND ANTWORTEN ZUR RESTITUTION DURCH DEN BUND

Wer bekommt eine Vorauszahlung?

AntragstellerInnen, deren Anträge bereits positiv erledigt wurden, erhalten zuerst eine Vorauszahlung. Momentan betrifft dies allerdings erst 3.500 von mehr als 19.300 AntragstellerInnen. Ältere Jahrgänge werden jedoch bevorzugt behandelt.

Welche Voraussetzungen müssen gegeben sein?

Eine Verzichtserklärung muss unterzeichnet an das Büro des Entschädigungsfonds gesandt werden, danach erfolgt innerhalb von 7 bis 8 Wochen die Auszahlung der Entschädigung durch den Bund.

Wie hoch ist die Vorauszahlung?

Die Höhe der Vorauszahlungen wurde vom Kuratorium des Entschädigungsfonds festgelegt. Die Rückerstattungssätze betragen

- bei Versicherungen: 15 Prozent sofort, weitere 5 Prozent nach Erledigung aller Anträge
- im Billigkeitsverfahren: 15 Prozent sofort, weitere 3 Prozent nach Erledigung aller Anträge
- Im Forderungsverfahren: 10 Prozent sofort, weitere 3 Prozent könnten später dazukommen.

Die beiden Verfahren unterscheiden sich durch das erforderliche Beweismaß, wobei berufs- und ausbildungsbezogene Verluste nur im Billigkeitsverfahren geltend gemacht werden können.

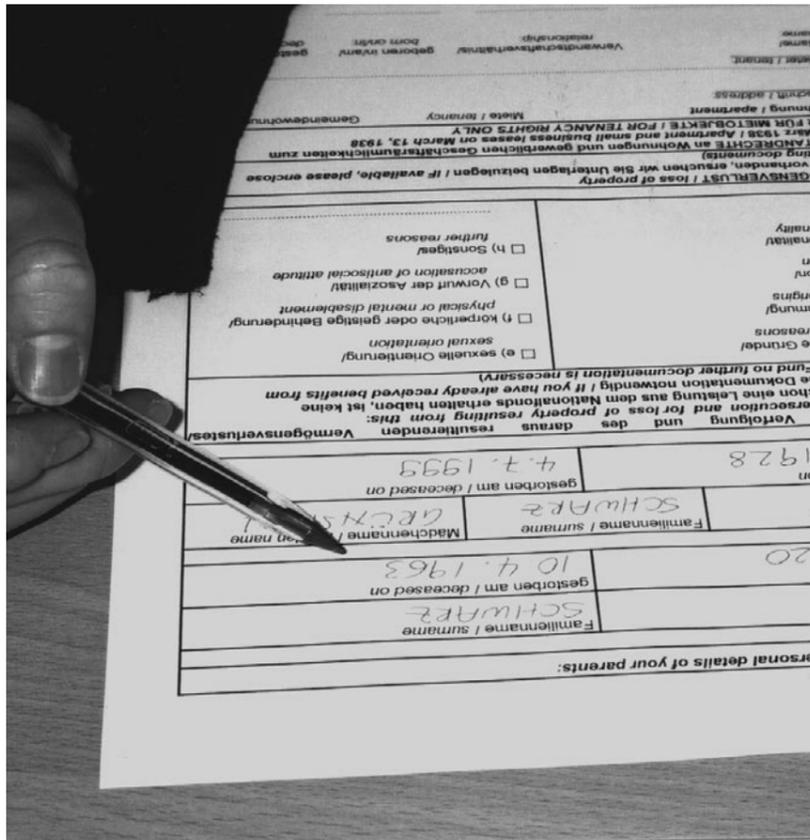
Wann wird der Restbetrag ausbezahlt?

Noch offene Ansprüche werden nach Bearbeitung aller Anträge getilgt. Die Geschäftsführung des Entschädigungsfonds (Hannah Lessing) geht auf Grund des derzeitigen Erledigungsstandes davon aus, dass im Jahr 2007 die Antragsbearbeitung und -auszahlung abgeschlossen ist.

Wo befinden sich restliche Anträge und wann dürfen jene AntragstellerInnen eine Zahlung erwarten?

Über 3.000 weitere Anträge wurden zwar bereits vom Büro des Entschädigungsfonds fertig bearbeitet, warten aber noch auf die Prüfung durch das Antragskomitee d. h. sie befinden sich im Umlaufverfahren. Die übrigen Anträge sollen bis 2007 fertig bearbeitet und geprüft sein. Darunter fällt auch die Prüfung, ob das Vermögen zum Teil schon durch vorangegangene Rückstellungen in gerechter Höhe zurückerstattet wurde.

Bei weiteren Fragen wenden Sie sich bitte an den Allgemeinen Entschädigungsfonds, Postadresse Parlament, Dr.-Karl-Renner-Ring 3, 1017 Wien (Büroadresse Kirchberggasse 33, 1070 Wien). Tel. +43 1/408 12 63, Fax +43 1/408 12 63, E-Mail: gsf-sekretariat@nationalfonds.org



„Wer eine Verzichtserklärung unterschreibt, dem werden allfällige Ansprüche durch den Auszahlungsbetrag abgelöst und es gibt dann nichts mehr zu wollen.“

genen Jahres legte dann das Kuratorium die Entschädigungssätze für die Vorauszahlungen und damit in Folge auch für die späteren Zahlungen fest: Je nach Vermögensart und Beweislegung im Verfahren werden zehn bis zwanzig Prozent des vom Allgemeinen Entschädigungsfonds errechneten Gesamtvermögens restituiert, mehr nicht. Die Basis für diesen Prozentsatz bildeten laut Nationalratspräsident Andreas Khol (ÖVP) die Gutachten zweier Universitätsinstitute für Statistik. „Diese haben auf Grundlage der vorhandenen Entscheidungen und Daten Prognosen für die Endquoten erstellt“, erklärt der ÖVP-Politiker.

Aber auch die höchstens zwanzig Prozent werden erst ausbezahlt, wenn die ehemaligen NS-Opfer eine Verzichtserklärung unterzeichnen. „Wie der Wert des beantragten zu entschädigenden Vermögens vom Entschädigungsfonds berechnet wurde, das erfahren die Antragsteller allerdings nicht“, kritisiert die Historikerin Eva Bliminger. Hier widerspricht Nationalratspräsident Khol: „Die Antragsteller werden sowohl darüber informiert, wie ihre Forderungen bewertet wurden, als auch wie

viel Prozent davon sie in der Vorauszahlung bekommen und wie hoch die Endquote voraussichtlich sein wird.“ Trotzdem bleibt Grund zur Unzufriedenheit: „Wenn man ein Auto oder Fahrrad besitzt und es wird demoliert, will man auch, dass die Versicherung den gesamten Schaden ersetzt und nicht nur zehn Prozent“, kritisiert etwa Brigitte Bailer-Galander, Leiterin des Dokumentationsarchivs des österreichischen Widerstandes. Aber auch wer mit dem vom Entschädigungsfonds errechneten Betrag nicht einverstanden ist, hat nahezu keine Chance, auf dem Rechtsweg einen höheren Betrag zu erstreiten, erklärt der Jurist Alfred Noll. „Für eine Klage sehe ich keine rechtlichen Chancen – das scheitert in fast allen Fällen schon an der Verjährung, die bestenfalls bei dreißig Jahren, in manchen auch nur bei drei Jahren liegt.“ In vielen Fällen würde ein solches Verfahren laut Noll auch daran scheitern, dass in den Jahren nach 1945 Rückstellungsverfahren stattgefunden haben, die durch Vergleich oder Urteil rechtswirksam beendet wurden.

Aus diesem Grund unterschreiben viele die Verzichtserklärung. Rechtlich bedeutet dies Folgendes:

„Wer eine Verzichtserklärung unterschreibt, dem werden allfällige Ansprüche durch den Auszahlungsbetrag abgelöst und es gibt dann nichts mehr zu wollen“, sagt Noll.

Somit steht am Ende des Kapitels Restitution also eine persönliche Erklärung jedes einzelnen noch lebenden NS-Opfers, mit der die Republik Österreich einen institutionalisierten und endgültigen Schlussstrich unter den jahrzehntelangen Streit um eine Entschädigung für geraubtes jüdisches Vermögen ziehen kann.

HANNELORE ECKERSTORFER



am 31.1.1981 in Linz geboren, studiert Politikwissenschaft und Publizistik an der Universität Wien. Davor besuchte sie die Handelsakademie in Linz. Erste Medienerfahrung sammelte sie im Europastudio des ZDF in Brüssel. Das Studienjahr 2002/03 absolvierte sie an der Erasmus Universität in Rotterdam. Seit dieser Zeit spricht sie neben Deutsch und Englisch auch fließend Niederländisch.

Relaunch aus dem Osten mit Ressentiments

Die Wiener Kultusgemeinde wirbt verstärkt um Juden aus Osteuropa. Ziel ist es, die Mitgliederzahl bis ins Jahr 2020 auf 20.000 bis 25.000 zu steigern. Eine Initiative, die für Irritationen sorgt.

VON HEIKE HAUSENSTEINER

„Die Russen kommen!“ wurde 1945 zum Schreckensruf unter den Ostdeutschen. 50 Jahre später kamen „die Russen“ auf zivilisierte Weise wieder. Sie verhalfen den nach der Shoa ausgedünnten jüdischen Gemeinden in Deutschland zu neuem Aufschwung. Anfang der 1990er Jahre machte das eine Sonderregelung mit der Regierung unter Helmut Kohl möglich. Sehr zum Missfallen von Israel.

Juden aus dem Osten sollen nun die Israelitische Kultusgemeinde (IKG) in Österreich stärken. Der Wunsch birgt einiges an Sprengkraft, auf internationaler – und wohl auch nationaler –, aber auch innerjüdischer Ebene. „Die wollen, aber wir können noch nicht“, behauptet dagegen IKG-Präsident Ariel Muzicant im Telefoninterview. Als neue Mitglieder angesprochen werden sollen vor allem Juden aus den einstigen Sowjet- und Ostblockländern. Neben Russen sind das u.a. Ukrainer sowie Bulgaren und Rumänen aus der Bukowina, dem ehemals östlichsten

Kronland der österreichisch-ungarischen Monarchie, mit der Hauptstadt Czernowitz. Also Zuwanderung, um das eigene Überleben zu sichern – und um den Preis, dass andernorts das jüdische Leben ausstirbt.

Muzicant hatte gegenüber der Jewish Telegraphic Agency Österreich als attraktive Destination für Juden angepriesen. In der Folge echauffierte sich der ehemalige Generalsekretär des Jüdischen Weltkongresses, Avi Becker, über eine derart „unübliche Marketingkampagne“ in der israelischen Tageszeitung HAARETZ. „Versuche von jüdischen Gemeinden in der Diaspora, jüdische Immigranten anzulocken, sind nicht neu; aber seit der Gründung des Staates Israel hat die jüdische Welt keine derart unverföhrene öffentliche Verkaufskampagne erlebt“, schrieb Becker im September des Vorjahres. Laut Muzicant habe Österreich „die beste Gemeindeinfrastruktur in Europa“: 41 Rabbiner, vier jüdische Schulen, sechs koschere Res-

taurants und pro Jahr mehr als 300 jüdische Veranstaltungen. Zudem gebe es im Gegensatz zur Ukraine – aber auch zu Frankreich – kaum antisemitische Vorfälle. „Hier werden Juden nicht auf der Straße attackiert.“

Das sei der „Versuch eines Relaunches der Situation der Juden in Österreich vor dem Jahr 1938“, präzisiert der IKG-Präsident im Interview. Bis zu 200.000 Juden lebten vor dem Zweiten Weltkrieg in Wien (damals Europas zweitgrößte Gemeinde nach Warschau). Das Judentum habe in Österreich seit Beginn des 19. Jahrhunderts große Tradition gehabt, „das wollen wir wieder aufleben lassen“.

Im Moment hat die IKG rund 7.000 Mitglieder – wobei in Österreich mehr Juden leben, als die Kultusgemeinde zahlende Mitglieder hat. So gibt es bekennende Juden, die aus der Gemeinde ausgetreten sind, wieder andere sind Mitglieder, aber – ähnlich wie im Christentum – keine praktizierenden Juden. Ziel

der Kultusgemeinde ist es, bis etwa 2020 die Mitgliederzahl auf 20.000 bis 25.000 zu steigern.

Um die Integration von jüdischen Migranten zu ermöglichen, fehlen aber noch die notwendigen Grundlagen, etwa in Bezug auf Einreise genehmigungen und die Voraussetzungen innerhalb der Kultusgemeinde, berichtet Muzicant. Die Schulen und die sozialen Einrichtungen müssten erst ausgebaut werden. Nach dem positiven Abschluss der Restitutionsverhandlungen Ende des Vorjahres sei man jetzt finanziell in der Lage, die Strukturen aufzubauen. „Ich brauche mindestens zwei Jahre für den Bau der Schule“, sagt Muzicant.

»Ich habe mit dem Oberrabbiner von Moskau telefoniert. Er hat erklärt, 10.000 jüdische Intellektuelle wären sofort bereit, in die Wiener Gemeinde zu kommen.«



„Nicht vor 2007, 2008“ sei daher mit der Neuaufnahme von Juden aus dem Osten zu rechnen. Es sollten nur an die hundert Leute pro Jahr sein, beschwichtigt der Präsident. Im Übrigen will die IKG nicht den Fehler machen, „arbeitslose Zuwanderer“ zu holen. Sondern diese sollten dann in Berufszweigen arbeiten, „wo schon heute Bedarf herrscht“.

Wie das konkret funktionieren soll, möchte Muzicant nicht sagen. Er kündigt Arbeitsgruppen an, will aber nicht mehr verraten. „Ich werde das nicht über die Medien spielen.“ Zuerst müsse man die sozialen, medizinischen, sprachlichen und beruflichen Voraussetzungen schaffen. „Der Wunsch steht, das

Projekt müssen wir erst aufziehen.“ Dem Vorhaben könnte Österreichs Staatsbürgerschaftsgesetz zugute kommen: Bis in die dritte Generation Anspruch auf die österreichische Staatsbürgerschaft haben all jene, deren Familie bis vor 1937 jüdisch war und bis vor 1944 vertrieben wurde. In Deutschland hat diese Form der Zuwanderung zu massiven Problemen geführt. Fast 200.000 Juden aus Osteuropa und der ehemaligen Sowjetunion haben sich seit Anfang der 1990er Jahre dort niedergelassen. Wer wenigstens einen jüdischen Elternteil belegen konnte, durfte einreisen. Dieses Angebot nutzten auch Antragsteller, die lediglich einen jüdischen Vater nachweisen konn-

ten. Jude ist aber nach orthodoxem Verständnis nur, wer eine jüdische Mutter hat. Laut einem Bericht der Frankfurter Rundschau boomte auch der Handel mit gefälschten jüdischen Pässen. 30 bis 40 Prozent der neuen Gemeindemitglieder aus den ehemaligen GUS-Staaten sollen sich ihre Visa erschlichen haben, schätzt Julius Schoeps. Der Historiker ist Leiter des Moses-Mendelssohn-Zentrums für Europäisch-Jüdische Studien an der Universität Potsdam und war Gründungsdirektor des Jüdischen Museums der Stadt Wien (1993–1997). Zu dem Vorhaben in Österreich wollte er trotz mehrmaliger Anfragen nicht Stellung nehmen.

„Wir wollen nicht riesige Probleme wie in Deutschland schaffen“, beteuert Ariel Muzicant. Der in Haifa geborene langjährige IKG-Präsident will wohl auch einen Konflikt mit Israel vermeiden. Nach dem Zweiten Weltkrieg war es erstes Zielland der jüdischen Migranten bzw. Heimkehrer. Die USA, einst das zweitgrößte Aufnahmeland, beschränkten die Zahl der osteuropäischen Juden Ende der 1980er Jahre auf 5.000 pro Jahr. Dem palästinensischen Terror in Israel zogen immer mehr das soziale Sicherheitsnetz in Deutschland vor; ausgerechnet die Bundesrepublik wurde denn auch zur beliebtesten Adresse von jüdischen Migranten.

Israel braucht aber eine kontinuierliche Einwanderung, damit sich die politischen Gewichte mittel- bis langfristig nicht zu Gunsten der Palästinenser verschieben – zumal angesichts der vergleichsweise höheren Geburtenrate in der arabischen Bevölkerung. Auf israelischen Druck schränkte daher die rot-grüne Regierung 2005 den Zuzug von Juden wieder ein: Diese dürfen nunmehr höchstens 45 Jahre alt sein – ausgenommen die noch lebenden Opfer der NS-Diktatur – und keine staatliche Unterstützung beziehen, sie müssen Deutschkenntnisse sowie die Aufnahme in einer Gemeinde nachweisen. Ausnahmen gibt es für Härtefälle bei Familienzusammenführungen.

Ob Zuwanderer aus Osteuropa, Russland oder anderen ehemaligen Sowjetstaaten ihre jüdischen Wurzeln in Österreich authentisch werden nachweisen können, bezweifelt Peter Stiegnitz gegenüber NU. „Aber Muzicant möchte seine Position in der Gemeinde stärken.“ Der Wiener Soziologe mit ungarischen und jüdischen Wurzeln ist vor 25 Jahren aus der IKG ausgetreten. Er hält es dennoch für wichtig, dass die Kultusgemeinde der mitteleuropäischen Tradition gemäß aschkenasisch bleibt. „Noch“ seien die Aschkenasen in der Mehrheit hier. Doch sollten die Sefarden – etwa durch starken russischen Zuzug – eines Tages die Oberhand in der

sonifizierten Aufbruch“ für die IKG. Doch seit der Titelgeschichte „Junge Juden in Österreich“, die im Nachrichtenmagazin vor kurzem erschienen ist, hat Slutski massive Schwierigkeiten in der IKG – und darf NU diesmal keine Fragen beantworten.

„In dieser sensiblen Frage ist die Zeit noch nicht so weit“, beschwichtigt Muzicants Büroleiterin in der IKG, Erika Jakobovits. Die Aussagen von Muzicant seien „aus dessen Wunsch und der Notwendigkeit heraus“ zu verstehen. „Anscheinend nehmen andere Menschen diese Frage ernster als wir derzeit. Priorität haben für uns andere Fragen, die finanzielle Situation, die neue Schule, das neue Altersheim.“ Aber wenn

Vorsitzende der Juden in der Ukraine und ehemaliger Dissident, meint: „Die meisten, die auswandern wollen, sind schon weg.“ 2004 seien 6.000 bis 7.000 ukrainische Juden ausgewandert, zehn Jahre davor seien es noch 40.000 gewesen. „Jüdische Auswanderung steht in keinem direkten Zusammenhang mit der Situation in der Ukraine oder dem Wunsch Österreichs.“

Der IKG-Präsident hält an seinem Vorhaben fest. Vorerst beschränkt man sich in der Kultusgemeinde auf einen Appell im Internet: „Wir brauchen neue Mitglieder, wir suchen neue Mitglieder“, heißt es auf der Homepage. Abzuwarten bleibt, ob es auch Zeitungsinserate wie in

ASCHKENASEN UND SEFARDEN

Unter den vielfältigen Strömungen des Judentums stellen in Europa die Aschkenasen und die Sefarden (oder Sfariden bzw. Sfaridim, wie sie sich selbst nennen) die größten Gruppierungen dar. Nach der Zerstörung des Tempels von Jerusalem durch die Römer 70 n.Chr. strömten einerseits die später so genannten „Sfaridim“ in Richtung Iberische Halbinsel aber auch in den Kaukasus, andererseits bildeten sich in Mitteleuropa (im Kontinentaleuropa nördlich der Alpen) die „Aschkenasim“

heraus. Beide Gruppen haben eigene Auslegungs- und Gottesdiensttraditionen. Die orientalische Lebensweise der Sfaridim äußert sich auch in der höheren Geburtenrate. Die unterschiedlichen Traditionen werden mehr oder weniger streng befolgt: Während die einen Aschkenasim keinesfalls bei einem koscheren Fleischhauer für Sfariden einkaufen würden (der Unterschied liegt im Schächten, Anm.) – und umgekehrt, befürworten andere sogar aschkenasisch-sefardische Mischehen.

Kultusgemeinde bekommen, wäre das „vielleicht gar nicht schlecht“, spielt Stiegnitz auf die inneren Querelen in der IKG an.

Wien hat bereits jetzt einen hohen Anteil sefardischer Juden aus Georgien, Usbekistan, Tadschikistan oder Aserbaidschan. Die Juden aus der Ukraine bzw. anderen mittel- und osteuropäischen Staaten sind hingegen Aschkenasen. Faktum ist, dass die IKG neue Mitglieder braucht. Man ist sich dessen bewusst, dass nur so die jüdische Gemeinschaft in Österreich langfristig eine Überlebenschance habe. Jene Generation, die am meisten davon betroffen sein wird, repräsentiert der 26-jährige Jugend- und Kulturreferent der IKG, Maxim Slutski. Er wurde in der Ukraine (Kiew) geboren und kam über Israel, Frankreich, Deutschland und die USA nach Österreich. Wer, wenn nicht er sollte den Zuzug von Juden aus Osteuropa befürworten? Das Profil adelte ihn sogar zum „per-

die Gemeinde eine höhere Sterberate als Geburtenrate hat und künftig bis zu 25.000 Mitglieder verzeichnen soll, ist so viel Zeit auch wieder nicht. „Da haben Sie sicherlich Recht“, gibt Jakobovits zu.

Innerhalb der Kultusgemeinde war das Thema bisher offiziell nicht auf der Tagesordnung, „sonst würde es einen Aufschrei geben“, heißt es. Von NU dazu befragt, erfahren so manche Gemeindemitglieder – und auch Funktionäre – zum ersten Mal von dem Vorhaben. Andere haben davon schon gehört. Dabei stand das Thema bereits vor fünf Jahren zur Diskussion bei der Sommerakademie des Instituts für Geschichte der Juden in Österreich. Der Demograf Sergio della Pergola von der Hebrew University of Jerusalem prognostizierte damals: „Die Ost-West-Migration, die schon immer in der Geschichte vorhanden war, ist beinahe erschöpft.“ Auch Jossif Sissels, der

Südamerika geben wird. „Das wäre eine Möglichkeit“, meint Jakobovits. Man müsse aber behutsam vorgehen, um nicht „eine Welle von Zuwanderung auszulösen“.

Ob die Kultusgemeinde gedenkt, auch die ausgetretenen Mitglieder wieder zurückzuholen, um die Gemeinde zu stärken, ist nicht bekannt.

HEIKE HAUSENSTEINER



ist freie Journalistin und schreibt unter anderem für „Die Presse“ und „Salzburger Nachrichten“. Die gebürtige Burgenländerin (verheiratet, eine Tochter) studierte Romanistik in Wien, Paris und Mailand sowie European Studies an der Donau-Universität Krems.

»Wir haben einfach keinen Tanzpartner«

Schachweltmeister Garry Kasparov sieht im Sieg der Hamas eine Chance. Jetzt ließe sich klar erkennen, dass die nach- und freigiebige Politik Europas bloß zu einer Stärkung des terroristischen Systems geführt hat. Auch Russlands Putin lebt gut von der Schwäche der westlichen Welt und ihrer Abhängigkeit von Öl und Gas.

DAS INTERVIEW FÜHRTE PETER MENASSE

FOTOS VON NICOLAS GRADICKY

»Israels Vorgangsweise in dieser Situation ist die einzige, die zu akzeptieren ist: Wir sind bereit zu verhandeln, wenn sie bereit sind, andernfalls machen wir es alleine.«

NU: Herr Kasparov, die Situation im Nahen Osten ist komplizierter geworden. Es gibt ganz neue Figuren auf dem Spielbrett. Einerseits die Hamas in Palästina und dann die Neuwahlen in Israel, deren Ergebnisse wir heute zum Zeitpunkt des Interviews noch nicht kennen. Wenn Sie auf dieses Schachbrett schauen, was sehen Sie da?

Kasparov: Ich denke, die Situation wird jetzt klarer, weil die Zeit gekommen ist, der Wirklichkeit ins Auge zu blicken und sich nicht länger von Illusionen täuschen zu lassen. Es hilft uns nicht, wenn wir die Situation im Nahen Osten von der generellen Situation, von den Unterschieden zwischen den Zivilisationen trennen. Seit dem Sechstagekrieg in den späten Sechziger Jahren glaubten die Europäer, dass Israel der böse Bube sei und die Palästinenser die Opfer. Europa hat sehr viel Geld gespendet, wir sprechen von mehreren 10 Milliarden Euro, die an die Palästinenser transferiert wurden und die deren Probleme doch nicht lösen konnten. Und das nicht auf Grund der Rolle

Israels, sondern weil es keinen Willen der palästinensischen Autoritäten gibt, dem Konflikt ein Ende zu setzen.

NU: Sie halten diese Zahlungen für einen Fehler?

Kasparov: Wenn wir den Iran, Saudi-Arabien, Pakistan, Palästina und einige andere Länder anschauen,

»Es ist Zeit, jetzt auf die Realität zu schauen und zu wissen, dass der Frieden im Nahen Osten nicht möglich ist.«

so sehen wir, dass es eine Art Gleichgewicht gibt, das sehr zur Zufriedenheit der Führungsebenen funktioniert. Die Politiker dieser diktatorischen Regime brauchen vor dem Rest der Welt, und besonders in den Augen der westlichen Demokratien, ihre Legitimation. Das Geld, das sie bekommen, und

ihre Opferrolle sind ihre Legitimation. Daher gab es auch nie ein seriöses Konzept, um den Terrorismus zu stoppen. Das Positive am Sieg der Hamas ist, dass er diesen Teufelskreis durchbricht. Er zeigt, dass nicht nur die Könige, Diktatoren, Generäle, die starken Männer der islamischen Welt strikt gegen die Demokratie sind, sondern auch ihr Volk. Das ist das Spiel. Und Europa hat dramatisch zu dieser Situation beigetragen. Heute ist es Zeit aufzuhören. Es ist Zeit, jetzt auf die Realität zu schauen und zu wissen, dass der Frieden im Nahen Osten nicht möglich ist, denn die Mehrheit der Palästinenser will Israel nicht anerkennen. Wir sollten jetzt aufhören die Gründe zu diskutieren, über vergangene Kriege und über Gerechtigkeit zu reden. Denn eines wissen wir: dass 90 Prozent der Israeli bereit sind zu verhandeln. Aber zum Verhandeln braucht man einen Partner. So lange es von der großen Mehrheit der Palästinenser nicht die Bereitschaft zu einem Frieden mit Israel gibt, macht Verhandeln keinen Sinn. Es kann nur einseitig gehandelt werden – und das ist es, was Israel tut.

NU: Und was kann Israel konkret tun?

Kasparov: Die westlichen Demokratien finanzieren derzeit die Unterdrücker, was die Bevölkerung empört und den islamischen Radikalen mehr Macht gibt. Es ist Zeit, davon abzugehen und Stopp zu sagen. So ist Israels Vorgangsweise in dieser Situation die einzige, die zu akzeptieren ist: „Wir sind bereit zu verhandeln, wenn sie bereit sind, andernfalls machen wir es alleine. Wir werden sie nicht offensiv attackieren, aber wenn sie auf uns losgehen, müssen sie dafür bezahlen. Das ist zwar keine ideale Lösung, aber eine ideale Lösung braucht zwei willige Partner am Verhandlungstisch. Und wir haben einfach keinen Tanzpartner.“



NU: Wenn Sie Berater der EU wären, was würden Sie ihr empfehlen?

Kasparov: Die Europäische Union sollte ein Pferd ein Pferd nennen und einen Esel einen Esel. Sie sollte erkennen, dass die Beschwichtigungspolitik in diesem Teil der Welt nicht funktioniert, genauso wie sie 1938 anderswo nicht funktioniert hat. Man kann nicht ignorieren, dass die wachsenden Probleme auf total verschiedenen Wertesystemen basieren. Franzosen, Amerikaner, Deutsche, Österreicher und auch Russen können sich im Falle von großen

Meinungsverschiedenheiten zusammensetzen und verhandeln. Wir alle haben Werte, die absolut unantastbar sind. Der Wert menschlichen Lebens hat äußerste Priorität. Wie können wir mit jemandem verhandeln, der nicht an dieselben Werte glaubt? In einer Welt, in der das menschliche Leben billig und käuflich ist, haben wir keinen Partner zum Verhandeln. Ich möchte betonen, dass ich keine Lösungen anbiete, aber ich bestehe darauf, dass es jetzt an der Zeit ist, die Fakten anzusehen. Die Fakten klopfen an die Türe, öffnen wir die Türe und sehen wir sie uns an.

NU: Was sagen Sie in diesem Zusammenhang zum jüngst ausgebrochenen „Karikaturenstreit“?

»Die Europäische Union sollte ein Pferd ein Pferd nennen und einen Esel einen Esel. Sie sollte erkennen, dass die Beschwichtigungspolitik in diesem Teil der Welt nicht funktioniert.«

Kasparov: Nochmals, ich denke, das war eine positive Entwicklung, denn es zeigte wieder mal, dass wir verschiedene Arten von Werten haben. Ich bin empört, dass die Europäer sagen: „Wir müssen für diese Darstellungen Verantwortung übernehmen.“ In unserem Wertesystem können Sie über mich etwas Schlechtes sagen oder Karikaturen veröffentlichen. Das ist Ihr Recht, aber man hört von den Europäern, dass die Meinungsfreiheit Verantwortung braucht. Für mich verletzt diese Position eines der Kernprinzipien unserer Zivilisation. Hätte ich die Karikaturen

veröffentlicht? Ich weiß es nicht. Aber ich würde alles tun, um die Zeichner zu schützen. Jeder Dummkopf sagt jetzt: Wir müssen mehr Verantwortung tragen. Aber Verantwortung ist nicht das Konzept, denn der Begriff Verantwortung bedeutet für Sie und für mich etwas anderes als für den iranischen Ayatollah. Ich möchte nicht mit der Bedeutung von Verantwortung argumentieren, ich glaube nicht, dass wir die Politik zwingen sollten, die Meinungsfreiheit zu verkürzen.

NU: Ihr Vater war Jude. Was können Sie von ihm erzählen?

Kasparov: Er starb, als ich sieben Jahre alt war. Seine Familie hat sich am Ende des neunzehnten Jahrhunderts in Baku angesiedelt, aber ich weiß nichts von diesen Wurzeln, weil die Verbindungen durch den Ersten Weltkrieg und die Revolution abgerissen waren. Und ich habe auch nie versucht, meine Abstammung näher zu verfolgen.

NU: Ihr Vater hieß Weinstein. Hat Ihre Mutter den Namen wegen der Angst vor Antisemitismus ändern lassen?

Kasparov: Nein, das war, weil ich bei ihrem Vater und seiner Familie aufgewachsen bin. Es war eine Art Familienentscheidung, da mein Großvater keine Söhne hatte und die Linie fortsetzen wollte. Baku war eine russisch sprechende Stadt. Wir fühlten uns immer als Bürger des russischen Imperiums. So war es möglich, armenisches und jüdisches Blut zu haben, aber die Ausbildung, die Sprache, die Kultur waren russisch. Als das Land zusammenbrach, übersiedelten wir in das „echte“ Russland, denn das entsprach unserer Herkunft. Ich bin in dem Land geboren, dessen Hauptstadt Moskau ist, und ich will daher in dem Land, dessen Hauptstadt Moskau heißt, auch leben.

NU: Wie steht es mit dem Antisemitismus in Russland?

Kasparov: Es gibt eher negative Gefühle gegen Menschen aus dem Kaukasus. Sie sind stärker, weil man seltener einen Juden als Menschen aus dem Kaukasus sieht. Es gibt immer mehr Menschen von dort, die fliehen und sich in Moskau und in anderen russischen Städten ansiedeln. Darum richten sich die Attacken der schlimmsten Nationa-



listen gegen diese Menschen. Natürlich waren Juden traditionell das bevorzugte Objekt, aber sie sind jetzt in einer Gesellschaft mit Leuten aus Aserbaidschan, Georgien, Armenien, mit allen Leuten aus dem Süden des russischen Imperiums.

NU: War nicht die Vorgangsweise gegen Chordokovski von Antisemitismus geprägt?

Kasparov: Er ist Jude, aber andererseits ist auch Abramovitsch Jude. Es war nicht das Jüdisch-Sein im Visier. Nein, aber Chordokovski und Lebedev hatten eine Firma, die unter normalen, westlichen Geschäftsregeln gearbeitet hat, und die beiden wollten ein offenes Verhältnis zum Staat. Sein Verbrechen war nicht, keine Steuern bezahlt zu haben. Genau das Gegenteil war der Fall. Sein Verbrechen war,

die Steuer regelmäßig und direkt an die Finanzbehörden zu bezahlen. Er wollte unabhängig und total ehrlich sein, was unter dem ungeschriebenen Gesetz von Putins Regime ein Verbrechen ist. Man muss sich von den Beamten zähmen lassen, man muss ihnen Geld zuwenden, so dass man am Haken hängt. In Putins System stehen wir alle unter der Kontrolle der so genannten vertikalen Macht, wo die Bürokraten das Sagen haben. Es ist ein System von administrativen und finanziellen Zuwendungen, in dem jeder Bürokrat seine Position als ein Anrecht versteht. Chordokovski war für das System gefährlich, weil er die erfolgreichste Firma in Russland führte und versuchte, unter anderen Regeln zu agieren.

NU: Er war also ein bedrohliches Beispiel?

»Sie sagen in Ihren Vorträgen, dass die westlichen Demokratien inzwischen keine Mittel gegen die Diktatoren haben. Wie weit kann Putin mit seinem Druck auf den Westen gehen?«



eine Abhängigkeit von Öl und Gas begeben haben. Wie weit kann Putin mit seinem Druck auf den Westen gehen?

Kasparov: Putins Spiel ist einfach. Er braucht Spannungen in den internationalen Beziehungen. Er braucht den Iran, um nukleare Waffen zu bauen, er braucht die Hamas, um die Situation im Nahen Osten unsicher und undurchschaubar zu machen, denn es hilft die Ölpreise hoch zu halten. Wenn der Welt-Ölpreis sinkt, dann ist seine Position gefährdet. Deshalb kümmert er sich nicht um die Folgen von negativen Aktivitäten. Spannung, das ist es, was er braucht im Klima der internationalen Beziehungen und alles was er tut, hat das Ziel, diesen Druck am Leben zu erhalten.

NU: Sprechen wir nun über die Opposition in Russland. Welche Chancen haben Sie, wenn die Medien ganz unter der Kontrolle von Putin und seinen Leuten sind?

Kasparov: Jede Opposition hat eine Chance, wenn die Leute bereit sind et-



was zu tun. Nur wenn die Menschen passiv sind, lässt sich nichts ändern. Sie haben Recht, wenn Sie sagen, dass Putin die Medien in Russland voll kontrolliert. In den verschiedenen Regionen kann die Situation abweichen, aber das Gesamtbild ist, dass Russland keine Demokratie, sondern eine Diktatur in einem modernen Sinn ist, die den Informations-Highway, die internationalen Finanzen und die Exekutive kontrolliert. Aber das war jetzt zu akademisch. Russland ist keine Demokratie, es ist ein Polizeistaat. Ich denke wieder an Ihre erste Frage. Auch

hier gilt: Eine Situation nicht anzuerkennen, ist genauso kontraproduktiv, wie die Halbwahrheiten des Nahen Ostens zu akzeptieren. Man kann spüren, dass die russische Bevölkerung mehr und mehr frustriert wird, denn sie sieht die wachsende Kluft zwischen der virtuellen Realität im russischen Fernsehen und ihrem eigenen Alltagsleben. Die Menschen sehen im staatlichen Fernsehen, dass es so viel Geld im Land gibt und sie können nicht verstehen, warum dieses Geld nicht verwendet wird, um ihren Lebensstandard zu verbessern. Es ist ein langsamer, aber stetiger Prozess des Erkennens, dass etwas mit dem politischen System nicht stimmt. Aber in Russland gibt es keine Kultur, die eine Verbindung zwischen Lebensstandard und politischer Freiheit herstellt. Wir arbeiten hart unter diesen Bedingungen, um das der russischen Bevölkerung zu erklären. Und es gibt einige Zeichen, dass die Menschen es verstehen und aktiver werden.

NU: Können Sie uns ein konkretes Beispiel dafür nennen?

Kasparov: Wir haben in Russland zirka zwei Millionen Autos mit dem

»Wir wissen, dass Putin kein Demokrat ist, er ist ein Diktator, der an der Macht bleiben möchte, um jeden Preis. Wir wissen auch, dass es an uns liegt, ihn zu stoppen.«

Steuer auf der rechten Seite, hauptsächlich Second-Hand-Autos aus Japan. Und letzten Frühling wollte die Regierung diese verbannen. Binnen fünf Tagen haben sich die Leute von Wladiwostok bis Moskau über das Internet organisiert, um zu protestieren, und die Regierung machte einen Rückzieher.

Ich war in den letzten zehn Monaten in Russland viel unterwegs und besuchte mehr als zwanzig Regionen von Murmansk bis Wladiwostok. Da ändert sich was an der Atmosphäre. Die Menschen sind aggressiver geworden gegenüber



der Regierung. Sie machen Putin und seine Regierung verantwortlich für alles, was in ihrem Leben schief geht. Das gibt uns einige Hoffnung. Wir werden weiterkämpfen und uns ist es egal, was die Herren Bush und Blair darüber sagen. Wir wissen, dass Putin kein Demokrat ist, er ist ein Diktator, der an der Macht bleiben möchte, um jeden Preis. Wir wissen auch, dass es an uns liegt, ihn zu stoppen. Was immer auch der Westen sagen mag, Putin zerstört das Konzept der Demokratie.

NU: Denken Sie, dass Sie als Oppositioneller gegen Putin persönlich in Gefahr sind? Es gibt Kritiker, die man als angebliche Spione zu hohen Haftstrafen verurteilt hat.

Kasparov: Ich würde mich selbst nicht als Teil einer Risikogruppe sehen. Ich bin kein Oligarch, ich habe keine Geschäfte in Russland, ich bin kein Wissenschaftler und ich bin nicht in irgendeine Spionageschäfte verwickelt. Ich bin in Gefahr, wie jeder, der Putin attackiert, aber es muss schon etwas Dramatisches passieren um mich anzugreifen. Denn seit 25 Jahren verteidige ich die Flagge meines Landes. Für viele Menschen in Russland bin ich ein Nationalheld. Und wenn sie mich attackierten, dann würde das zeigen, dass das Regime völlig aus der Fassung geraten ist. Ich denke nicht allzu viel über die Gefahr nach, denn ich möchte mich darüber nicht aufregen. Ich habe mich entschieden etwas zu tun. Und es ist ein moralischer Imperativ, man tut es und man nimmt die Tage wie sie kommen.

NU: Öl und Gas als Ausgangspunkt von Diktatur. Aber wie soll sich der Westen denn aus dieser Abhängigkeit befreien?



Kasparov: Ich glaube, dass es klar ist, dass die Probleme in unserer Zivilisation eskalieren werden, solange wir neue wissenschaftliche Projekte nicht vorantreiben. Im Moment erleben wir einen politischen Krieg. Die New York Times brachte eine Reihe von Artikeln, in denen Herr Bush aufgefordert wurde zu erklären, wie Amerika ohne Erdöl bestehen könnte. Seine Rede war sehr schwach und er sprach davon, die Abhängigkeit von Öl aus dem



Nahen Osten bis 2025 um 25 Prozent zu verringern. Das ist kein Scherz, es zeigt nur das Fehlen von Leadership, denn es ist hoch an der Zeit, über eine radikale Veränderung des globalen Wirtschaftskonzepts zu sprechen. Wir diskutieren über Raumfahrtprojekte, über Mondkolonialisierung, bemannten Marsflug und so weiter. Aber wie kann man gleichzeitig mit Motoren, die im 19. Jahrhundert erfunden wurden, leben?

Stellen Sie sich nur einmal kurz vor, wir bräuchten kein Öl. Das Terrorismusproblem wäre erledigt. Als der Ölpreis bei 10 Dollar pro Barrel lag, hatten wir noch Demokratie in Russland. Bei 60 Dollar haben wir einen Polizeistaat und eine korrupte Diktatur. Ja, der Kampf gegen den Terrorismus wäre vorbei, weil kein Geld mehr für diese kleinen schmutzigen und bösen Gruppierungen wie Hamas bliebe. Es ist an der Zeit, dass man führungskräftige Staatschefs an der Spitze der westlichen Regierungen hat, nicht Manager, die Angst vor langfristigen Entscheidungen haben. Es wird Zeit, eine Vision anzubieten. Genauso wie John F. Kennedy einst von der Mondlandung gesprochen hat, die dann die amerikanische Industrie, Wissenschaft und Moral für Jahrzehnte beflügelte hat.

Garry Kasparov wurde am 13. April 1963 in Baku, Aserbaidschan (damals UdSSR), geboren. Er begann im Alter von fünf Jahren mit dem Schachspiel und wurde bereits 1979 Internationaler Meister und ein Jahr später Internationaler Großmeister. Mit 22 Jahren wurde er durch den Sieg gegen Anatoly Karpov der jüngste Schachweltmeister aller Zeiten. Mit einem ELO-Rating von 2.851 erreichte er im Jahr 1999 die höchste je erzielte Bewertung im Schachspiel. Kasparov hat seinen Rücktritt vom Schachsport im Jahr 2005 erklärt.

1993 veröffentlichte Kasparov die Geschichte seines Lebens in einem Buch mit dem ursprünglichen Titel „Child of Change“. Die zweite Ausgabe trägt den Titel „Unlimited Challenge“ und bietet einen faszinierenden Einblick in die Schach-Politik innerhalb und außerhalb der UdSSR. 1990 war er Mitbegründer der Demokratischen Bewegung in Russland. Kasparov ist regelmäßiger Gastredner bei großen Konferenzen, wie z.B. dem Welt-Ökonomie-Forum in Davos. Gegenwärtig lebt Garry Kasparov in Moskau.

Wir sollten ihnen glauben

Die Hamas war auf ihren Sieg nicht vorbereitet. Sie fühlt sich nicht wohl in ihrer Haut, die Macht alleine zu übernehmen. Die israelische Regierung wäre in jedem Fall gut beraten, die Kontakte zu Abu Mazen zu erneuern.

EINE ANALYSE VON JONAS ZAHLER

Am Sederabend sollen wir unseren Kindern über den Auszug aus Ägypten so erzählen, als wären wir selbst dabei gewesen, als Betroffene sozusagen, fordert die Haggadah. Ich glaube, dasselbe gilt für die gesamte Zeitspanne der letzten paar tausend Jahre. Wenn wir das nicht genauso empfinden, können wir nicht verstehen, welche Bedeutung die Tatsache hat, dass wir heute nicht nur unsere eigene Religion, sondern wieder unser eigenes Land, unsere eigene Sprache, unsere eigene Armee und unseren eigenen Staatszirkus, sprich Parlament, haben.

Ihr müsst verstehen, liebe Daheimgebliebenen, dass es richtig aufregend ist, endlich einmal einer Mehrheit anzugehören – die einzig brauchbare Definition des Begriffes Zionismus –, auch wenn man jetzt nicht mehr behaupten kann, dass der Polizist, der dir ein Strafmandat hinter die Windschutzscheibe steckt, ein Antisemit ist.

Die wichtigste Lehre jedoch, die wir aus unserer Geschichte ziehen sollten, ist: Wenn einer sagt, er will dich umbringen, dann glaube ihm bitte.

Wir konnten uns nicht vorstellen, dass im Herzen der europäischen Kultur und christlichen Nächstenliebe nach Büchern und Synagogen auch Menschen verbrannt werden könnten. Wir konnten oder wollten nicht glauben, dass Menschen, ja Menschen wie du und ich, die ihre Frauen und Kinder und auch ihre Hunde liebten, morgens zur Arbeit gingen, abends Theater und Konzerte und sonntags die Kirche besuchten, zu so etwas fähig wären. Sogar nachdem man uns unsere Namen genommen und durch eintätowierte Nummern ersetzt hatte, wollten es viele noch immer nicht wahrhaben.

Also bitte, wenn einer sagt, er will dich töten, dann glaube ihm, auch wenn er noch so klug und freundlich aussieht, eine Krawatte trägt oder einen lustigen, rot eingefärbten Bart hat, wie der Herr Abu Tir von der Hamas zum Beispiel.

Seit Anfang dieses Jahres erleben wir eine Neuauflage der Purimstory. Persien heißt heute Iran und Haman – Hamas. Alles schon da gewesen! Der einzige Unterschied: Heute glauben wir ihnen – hoffentlich!

Andererseits wäre es natürlich berührend, wenn auf dem Israelplatz in Wien, früher Heldenplatz, ein Mahnmal, vielleicht gleich neben dem Prinzen Eugen, zur Erinnerung an das fehlgeschlagene Experiment eines jüdischen Staates enthüllt werden würde, das wäre man uns wahrlich schuldig!

Auf den zweiten Blick wäre das aber wahrscheinlich nur eine kurzfristige Erbauung, man würde bald nicht mehr über uns reden, also haben wir die letzten fünf Jahre der neuesten Intifada versucht, irgendwie zu überleben.

Die islamistische Eroberung des palästinensischen Parlaments durch die Hamas ist jedoch eine ernste Angelegenheit. Wo religiöser Fanatismus das Sagen hat, kann weder Logik, Klugheit oder Taktik längerfristig etwas erreichen.

Hätte aber Klugheit die heute ausweglos erscheinende Situation verhindern können? In Oslo hat Israel 1993 eine schwache PLO quasi gerettet, um die Hamas zu torpedieren. Hätte man in diesen Jahren nicht mit Arafat gesprochen, wäre man schon längst mit der Hamas konfrontiert worden.

Man kann über die Gruppe um Abu Mazen (Mahmoud Abbas), den heutigen Präsidenten der Palästinenser, sagen, was man will, aber nicht, dass sie nicht bereit war, Israel anzuerkennen, dem Terrorismus abzuschwören und ein permanentes Abkommen zu erreichen. Vergessen wir nicht, Abu Mazen hat den Mut gehabt, seinen damaligen Präsidenten Arafat aufzufordern, die bewaffnete Intifada zu beenden, woraufhin er auch prompt als Premierminister gefeuert wurde.

Vielleicht hätten wir diesen Mann stärken können, wissend, dass er alleine nicht die Macht hat, die Hamas zu bekämpfen. Hätte Sharon unseren einseitigen Abzug aus Gaza mit ihm koordiniert, so hätten wir Gaza nicht der Hamas, sondern Abu Mazen und seiner Fatah überlassen können, sicherlich das kleinere Übel.

Ich bin überzeugt, dass unser nächster Premierminister Ehud Olmert heißen wird. Aber das Rennen ist offen und es sieht nicht so aus, als ob der Sieg der Hamas großen Einfluss auf den Ausgang der Wahlen in Israel haben würde. Dazu sind wir hierzulande schon zu lange mit Terror und Kriegen konfrontiert, und zwar unabhängig davon, wer gerade an der Regierung ist – in Krisensituationen hat Israel immer verstanden, dass alle im selben Boot sitzen. Der Luftschutzkeller macht uns alle gleich, fast wie der Eisenbahnwaggon nach Auschwitz seinerzeit.

Wer auch immer die nächsten Wahlen in Israel gewinnt, wäre gut beraten, die Kontakte zu Abu Mazen zu erneuern, als letzten Versuch, die Übernahme auch des Westufers durch die Hamas zu verhindern.

Wir sollten nicht übersehen, dass die Hamas auf ihren Sieg nicht vorbereitet war, sich gar nicht wohl in ihrer Haut fühlt, die Macht alleine zu übernehmen, eine palästinensische Einheitsregierung anstrebt. Sie brauchen einen „Schabbesgoi“, der mit der Welt spricht und weiter für sie Gelder kassiert, und das ist Abu Mazen. Paradoxerweise haben die Wahlen seine Position gestärkt.

Es ist vielleicht die letzte Chance ein Abkommen mit den Palästinensern zu erreichen, bevor alles im Chaos untergeht und noch die nächsten Generationen den israelisch-palästinensischen Konflikt ausbaden müssen.

Vergessen wir nicht, dass die Übernahme von Verantwortung schon so manche Terrororganisation verändert hat.

Aber wie auch immer, wir werden auch die Hamas s.G.w. überleben. Sie wissen genau, dass sie uns nicht zerstören können, sie kennen uns ja schon eine ganze Weile. Aber wir sind es einfach müde, ständig um unsere Kinder zu zittern, wenn sie mal den Autobus nehmen.

Wir haben vieles probiert, um uns vor Terror zu schützen. Bevor wir unsere Kinder auf die Universität schicken, werden sie an unsere Grenzen geschickt, zu Militäreinsätzen zu Lande, Sicherungsmaßnahmen zu Wasser und gezielten Aktionen aus der Luft, zu Häuserzerstörungen und Massenverhaftungen, sie stehen an Straßensperren und Grenzübergängen und sie bauen Sicherheitszäune. (Glaubt wirklich irgendjemand, dass wir das mögen?) Sie machen es ihnen schwer, uns zu erreichen, aber nicht unmöglich. Wir haben noch immer kein Rezept gegen Katjusha- und

Kassamraketen gefunden, außer zurückzuschießen und manchmal treffen wir daneben.

Also ist es hoch an der Zeit, uns etwas Wirksameres einfallen zu lassen, vielleicht etwas gänzlich Gewaltloses, das Terroristen dazu bringt, nicht einmal daran zu denken, es zu versuchen!

Wir könnten den Palästinensern den Strom abdrehen, oder keine Arbeiter mehr ins Land lassen, aber zu einer Zeit, in der wir eine internationale Koalition gegen die Hamas suchen, könnte eine „Kollektivstrafe“ zum Bumerang werden.

Würden wir aber die Zollunion mit ihnen einseitig aufkündigen, die in den Parisprotokollen von 1994 festgelegt wurde, so würde das einen enormen finanziellen Schaden für sie bedeuten, von dem sie sich nicht so schnell erholen könnten. Vielleicht würde dann auch die Hamas erkennen, dass sie uns eher braucht, als wir sie.

Was die Hamas sagt und was sie tut, ist nicht immer dasselbe, also warten wir doch erst einmal ab. Lassen wir sie den ersten Schritt tun.

Wir sind auf alles vorbereitet, weil wir ja beschlossen haben, allen, die uns ankündigen, uns zu vernichten, ab jetzt zu glauben. Und es wären alle gut beraten, uns zu glauben!

Wir werden trotz allem weitere Territorien zurückgeben, aus demographischen und moralischen Gründen, wir können und wollen nicht mehr über ein anderes Volk herrschen, wir wollen einen jüdischen Staat mit einer jüdischen Mehrheit.

Aber der nächste Abzug darf nicht mehr einseitig sein! Diesmal wollen wir ein bisschen mehr Frieden und ein bisschen mehr Sicherheit dafür.

(Dieser Artikel wurde noch vor den israelischen Parlamentswahlen geschrieben)

DR. JONAS ZAHLER



wurde im Jahr 1949 in Wien geboren, ist verheiratet und hat drei Kinder (ein Sohn nach, eine Tochter in, eine Tochter vor der Armee). Er ist Facharzt für Innere Medizin und war Oberarzt am AKH Wien, ärztlicher Leiter des Maimonides Zentrums, Vorsitzender der Vereinigung Jüdischer Hochschüler und des Dachverbandes Jüdischer Jugendorganisationen sowie Mitglied des Kultusvorstandes und Vizepräsident der IKG, Delegierter zum Jüdischen und Zionischen Weltkongress, und Kandidat der SPÖ zum Wiener Gemeinderat. 1994 ging er im Zuge der Alija nach Israel, derzeit ist er Leiter der Ambulanz für Präventivmedizin im Herzliya Medical Center und Vertrauensarzt der österreichischen Botschaft Tel Aviv.

Minderwertigkeitskomplex und Größenwahn

Das Oberlandesgericht Wien entscheidet in nächster Instanz über den Holocaust-Leugner David Irving. Wer ist dieser Mann, der einerseits intelligent, gewandt und gebildet ist, andererseits erstaunlich dumm? Ein Psychogramm.

VON EVA MENASSE

Der Holocaustleugner David Irving ist am 20. Februar 2006 in Wien wegen Verstoßes gegen das Verbotsgesetz §3g zu drei Jahren unbedingter Haft verurteilt worden. Davor hatte er sich, auf Anraten seines Anwalts, als reuiger Sünder präsentiert, der inzwischen „die Existenz von Gaskammern in Auschwitz nicht mehr bestreite“. Das Gericht glaubte ihm seine Reue nicht, die übrigens juristisch nur strafmildernd hätte wirken können. Drei Jahre für eine „Meinungsäußerung“ – das schien nicht nur den paar Vorzeigeliberalen, die schon vor dem Prozess eine Reform des Verbotsgesetzes gefordert hatten, eine harte Strafe.

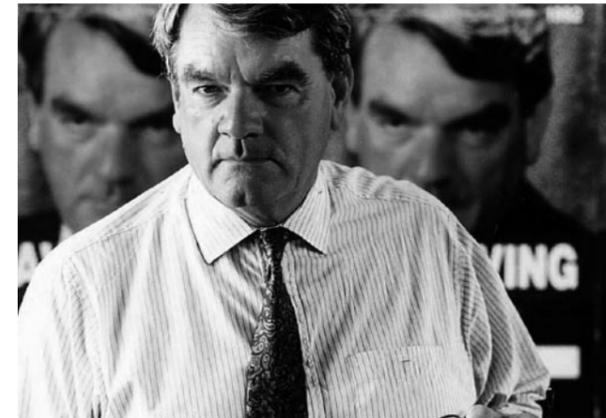
Doch nur wenige Tage später gab der frisch Verurteilte seinen Richtern nachträglich Recht. In einem BBC-Interview wiederholte er, was er all die Jahre zuvor immer wieder, in beleidigender und diskriminierender Absicht allen Holocaust-Überlebenden gegenüber geäußert hatte: Wenn das Vernichtungsprogramm der Nazis wirklich so mörderisch gewesen sei, warum hätten dann trotzdem so viele Juden überlebt?

Man kann nur hoffen, dass diese Äußerungen in die Überlegungen des Oberlandesgerichts einfließen, das nun in nächster Instanz über Irving entscheiden muss, nachdem er und sein Anwalt das Urteil als zu hart, der anklagende Staatsanwalt dagegen als zu milde angefochten haben.

Für einen Menschen, der noch im Gerichtssaal alles tut, um seine Lage taktisch zu verbessern, sind solche Äußerungen vor dem endgültigen Abschluss des Verfahrens eine erstaunlich dumme Tat. Doch diese Dummheit passt genau zur seltsamen Psyche des David Irving. Dieser Mann ist nämlich einerseits intelligent, gewandt und gebildet – das macht ihn für die Rechtsextremistenszene so wertvoll und aus unserer Sicht so gefährlich. Man sollte ihn weder dämonisieren noch unterschätzen.

Irving verfügt über ein stupendes Wissen der deutschen Zeitgeschichte, er kennt die Biographien vieler Nazigrößen wie kaum ein Zweiter, und er hat für die Forschung etliche neue Quellen aufgetan, die nun im Münchner Institut für Zeitgeschichte liegen. Es ist David Irving gewesen, der mit seinen aufwendig gestalteten Büchern den Leugnern, Verharmlosern und Revisionisten ein vermeintlich seriöses Geschichtskompodium an die Hand gegeben hat, das diese nun für alle Zukunft als eine Art Gegengeschichte ins Treffen führen werden: „Seht her, es war eigentlich alles ganz anders, und hier sind auf hunderten Seiten, in tausenden Fußnoten die Beweise dafür.“ Irvings Bücher faszinieren immer wieder junge Menschen, die dafür anfällig sind – und das sind nicht die dümmsten, denn biertrunkene Skinheads halten sich mit Geschichtsbüchern gar nicht erst auf.

Deshalb, und das sei all den Kommentatoren gesagt, die sich in dem für Österreich so ungewohnten Gewande



»Es ist David Irving gewesen, der mit seinen aufwendig gestalteten Büchern den Leugnern, Verharmlosern und Revisionisten ein vermeintlich seriöses Geschichtskompodium an die Hand gegeben hat, das diese nun für alle Zukunft als eine Art Gegengeschichte ins Treffen führen werden.«

der Liberalen versuchen, trifft es gerade mit dem gepflegten, scheinbar harmlosen Gentleman David Irving durchaus einen Richtigen, wenn er nun wirklich für einige Jahre aus dem Verkehr gezogen würde.

Aber trotz aller fachlichen Kompetenz stand sich Irving auch immer selbst im Weg. Er hat schon immer solche Fehler gemacht, und sie haben seinen wirklich großen Erfolg zum Glück verhindert. Er hätte, um nur ein Beispiel zu nennen, weiterhin ein umstrittener, aber trotzdem von vielen respektierter Historiker bleiben können, wenn er sich nicht 1977 zu der grotesken These verstiegen hätte, Hitler habe vom Holocaust nichts gewusst, sondern Goebbels und Co hätten die Judenvernichtung hinter Hitlers Rücken in Szene gesetzt. Erst dadurch hat sich Irving weithin unmöglich gemacht, erst diese Wendung führte schließlich im Jahr 2000 zu jenem Prozess in London, in dessen Verlauf etliche seiner Bücher mit gigantischem Aufwand bis in die Fußnoten hinein überprüft und als gerissene Fälschungen und Geschichtsklitterungen entlarvt wurden.

Es gehört eben eine bestimmte Art von Persönlichkeit zu einer Karriere wie der Irvings. Es ist eine seltene Mischung von Minderwertigkeitskomplex und Größenwahn, die ihn überhaupt psychisch dazu befähigt hat, sich als Einzelkämpfer gegen die ganze Historikerzunft zu stellen und das bei nicht geringem Gegenwind durch-

zuhalten – er wurde mit Eiern beworfen, vor seinem Londoner Haus wurde demonstriert, seine Brüder wollen schon lange nichts mehr mit ihm zu tun haben.

Aber genau diese Persönlichkeitsstruktur ist es, die ihn in entscheidenden Momenten die Contenance verlieren und jede Taktik vergessen lässt. Dann kann er einfach nicht anders als das Maul aufreißen und sagen, was er wirklich denkt. Auch in der österreichischen Politik gibt es ja solche Charaktere. Und das ist letztlich eine befriedigende Erkenntnis: Dass solche Leute, so weit sie es auch bringen mögen, sich am besten und nachhaltigsten doch selbst beschädigen.

EVA MENASSE



Geboren 1970 in Wien, begann als Journalistin bei „Profil“ in Wien. Sie wurde Redakteurin der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“, begleitete den Prozess um den Holocaust-Leugner David Irving in London und schrieb ein Buch darüber. Nach einem Aufenthalt in Prag arbeitete sie als Kulturkorrespondentin in Wien. Sie lebt seit 2003 in Berlin. Zuletzt erschienen: „Vienna“ (Kiepenheuer & Witsch).

Die Causa Irving: Gehören Holocaust-Leugner vor Gericht?

PRO NS-Verharmlosung ist kein Meinungsdelikt

Autoritäres, antidemokratisches, rassistisches Gedankengut, vor allem solches, das sich intellektuell gebärdet, hat eine gewisse Anziehungskraft auf junge Leute, immer wieder.

Deshalb ist es immer wieder notwendig, die Natur des größten Verbrechens der Menschheitsgeschichte, das sich mitten unter uns abgespielt hat, zu kennzeichnen. Und es ist notwendig, jene strafrechtlich zu verfolgen, die diese Verbrechen leugnen. Es haben sich einige konservative und libertäre (libertär = laissez-faire bis zum Gehnichtmehr) Kommentatoren gefunden, die, mangels anderer Sorgen, den Neonazis Meinungsfreiheit zubilligen wollen. Ein paar Altlinke pflichten ihnen bei. Ultra-coole Jüngere meinen, man solle sich doch nicht so haben.

Daraus spricht zunächst einmal die Tatsache, dass diese Kämpfer für die Meinungsfreiheit überwiegend noch nie wirklich etwas mit Neonazis zu tun gehabt haben. Für sie sind das ferne Spinner statt ganz reale Hassprediger mit einer politischen Agenda. Das gern gehörte Argument, man könne „Meinungsdelikte“ nicht verbieten, ist keines.

Die Holocaust-Leugner, wie David Irving, haben keine „Meinung“. Sie wissen ganz genau oder sie können es wissen, dass und wie diese unfassbaren Verbrechen geschehen sind. Sie wollen sie aber leugnen, bagatellisieren, politisch akzeptabel machen.

Das ist der entscheidende Punkt. Wer den Nationalsozialismus verharmlost, und zwar fortlaufend und mit erheblichem argumentativem Aufwand, will ihn wieder als politische Möglichkeit installieren. Das ist NS-Wiederbetätigung, nichts anderes. Was der Oberste Gerichtshof übrigens auch 2003 neu-

erlich festgesellt hat. Das zu tolerieren ist von der Demokratie ein bisschen viel verlangt. Und eine Erbarmlichkeit gegenüber den Opfern.

Was würde passieren, wenn David Irving & Co. „Meinungsfreiheit“ hätten? Irving würde eine Kolumne in der „Krone“ kriegen, meinten Zyniker. Das denn doch nicht, denn die „Krone“ vermeidet seit einigen Jahren jene antisemitischen Untertöne, die sie jahrzehntelang geschickt einsetzte. (Trotzdem entschloss sich die „Jerusalem Foundation“ eben erst, dem „Krone“-Herausgeber Hans Dichand nun doch nicht die Teddy-Kollek-Medaille zu verleihen, die ihm für seine Spenden schon zugesprochen war; den Ausschlag gab ein Urteil des Wiener Landesgerichts aus dem Jahre 2004 und ein entsprechend umfangreicher Schriftsatz vom Autor dieser Zeilen, wonach in der „Krone“ eben jene „antisemitischen und rassistischen Untertöne zumindest bis 2003“ anzutreffen waren.) Also eine ständige Irving-Kolumne wohl nicht. Aber umfangreiche, mit pseudowissenschaftlichen und revisionistischen „Fakten“ garnierte Leserbriefe, Buchbesprechungen, „Zeitzeugenberichte“ etc. schon eher. Und nicht nur in der „Krone“: Das einschlägige Holocaust-leugnende und sonstige geschichtsfälschende Schrifttum würde sich vervielfachen – nicht nur in obskuren Neonazi-Blättchen (und -Internetplattformen!), sondern auch in manchen Bona-fide-Medien, weil sich immer wieder Leute, oft sogar von der „linken“ Seite, finden, die gegen „Denkverbote“ rebellieren und provozieren wollen. Den Holocaust leugnende Politiker hätten freies Schussfeld, verunsicherte Lehrer würden plötzlich (noch) vorsichtiger werden, Schüler würden



VON HANS RAUSCHER

sich fragen, ob nicht doch ...? (Sie tun es ohnehin schon.) Und die Verfechter der Meinungsfreiheit für David Irving und Konsorten würden sich NICHT hinsetzen und die Flut an revisionistischer Literatur geduldig, umfangreich und bis ins Detail widerlegen. Sie würden auf die „Stärke der Demokratie“ vertrauen, die diesen „Unsinn“ schon verdauen könne und im Übrigen weiter ihr libertäres Weltbild pflegen.

Auf diese Weise würde die Holocaust-Leugnung und alles, was damit zusammenhängt (die Rolle der Wehrmacht etc.), bei einer nicht unbeachtlichen Minderheit zum akzeptablen politischen Geschichts- und Weltbild gehören. Damit würde aber automatisch Gedankengut in das breitere politische Bewusstsein einfließen, das in Todfeindschaft zu Demokratie, Rechtsstaat und Menschenrechten steht: Herrenmenschentum, Rassenhass, autoritäres Denken, Politik durch Gewalt usw. Es wäre glatte Wiederbetätigung im nationalsozialistischen Sinn.

CONTRA Historische Wahrheit ist keine Sache der Justiz



VON CHRISTIAN ORTNER

Österreich ist bei den wirtschaftlichen und intellektuellen Eliten Europas, wieder einmal, nicht gut angeschrieben; diesmal nicht ganz zu Unrecht.

Denn dass der dämliche Holocaust-Leugner David Irving zu drei Jahren Haft verknackt worden ist, finden die wichtigsten europäischen Leitmedien eher befremdlich. „Das Bestreiten des Holocaust sollte nicht strafbar sein“, meinte etwa das globale Opinion-Leader-Magazin „Economist“ schon vor dem Urteil. Die einschlägigen Gesetze seien „...unbrauchbar und kontraproduktiv und daher abzuschaffen“, schreibt Christopher Caldwell in der „Financial Times“. „Drei Jahre Haft sind drei Jahre zu viel dafür, sein Recht auf freie Meinung in einer Demokratie auszuüben“, ätzt der „Independent“.

Und fand sich damit in argumentativer Parallele zum Doyen der europäischen Liberalen, Sir Ralph Dahrendorf, aber etwa auch zu 19 bedeutenden (vollkommen unverdächtigen) fran-

zösischen Historikern und Philosophen, die erst jüngst dafür warben, falsche und unappetitliche historische Darstellungen nicht mehr unter Strafe zu stellen, sondern sich selbst richten zu lassen.

Denn, so deren These: „In einem freien Staat ist es weder Sache des Parlamentes noch der Justiz, geschichtliche Wahrheit zu definieren.“ Offenbar nicht überzeugt hat Europas Opinion-Leader, dass „Standard“-Kommentator Hans Rauscher gänzlich anderer Meinung ist und angesichts dieses eher homogenen Meinungsbildes der medialen Eliten bloß „...einige konservative und libertäre Kommentatoren, die mangels anderer Sorgen den Neonazis Meinungsfreiheit zubilligen wollen ...“, ausmachen kann.

Da werden sich „Economist“, „FT“ und Dahrendorf aber sehr kränken.

Das Problem dabei ist, dass sich Österreich mit dem Irving-Urteil, das nach herrschender Gesetzeslage nicht viel anders hätte ausfallen können, abermals im historischen Kontext auf der falschen Seite findet.

Denn in den ersten Jahrzehnten nach 1945 war der Kampf gegen die Reste des Nazismus tatsächlich eine der zentralen Auseinandersetzungen und waren die Verbotsgesetze daher wohl angemessene Einschränkungen der Meinungsfreiheit – in diesem historischen Kontext also angemessen. Die Umsetzung dieses Gedankengutes in die Wirklichkeit gelang in Österreich freilich nur sehr zäh und unter dementsprechender Beschädigung der Reputation der Republik.

Heute ist der Kontext freilich ein völlig anderer. Nicht mehr die lächerlichen Reste des Nazismus stellen die zentrale Bedrohung unserer freiheitlich-demokratischen Ordnung dar, sondern ein totalitärer Islamismus, dem die schiere Existenz genau dieser Ordnung unerträglich ist.

In dieser Auseinandersetzung aber untergräbt jedes Gesetz irgendwo in Europa, das irgendeine noch so beknackte Meinung unter Strafe stellt, den an sich berechtigten Anspruch des Westens auf so etwas wie moralische Überlegenheit. Man kann nicht gleichzeitig die Meinung geschmackloser Karikaturisten schützen, aber jene geschmackloser Holocaust-Leugner nicht – damit untergräbt man die eigene Glaubwürdigkeit. Deshalb hat Österreich schlechte internationale Presse – und diesmal leider zu Recht.

HANS RAUSCHER

arbeitet als Buchautor und Journalist in Österreich und schreibt derzeit Kolumnen für die Tageszeitung „Der Standard“ sowie das Magazin „Format“. Über Irving schrieb er unter anderem auch einen großen Kommentar im „Standard“.
hans.rauscher@derstandard.at

CHRISTIAN ORTNER

ist Publizist und Journalist in Wien, unter anderem als regelmäßiger Kolumnist der Tageszeitung „Die Presse“. Dort erschien auch der hier abgedruckte Irving-Kommentar.
christian-ortner@chello.at

Psychoanalyse als jüdische Wissenschaft ?

Sigmund Freud hat stets den Anspruch erhoben, die Psychoanalyse ist eine Wissenschaft und damit allgemein gültig. Der Londoner Professor Stephen Frosh stellt nun die These auf, dass die Psychoanalyse eine „jüdische Wissenschaft“ ist. NU hat mit ihm in London gesprochen.

DAS INTERVIEW FÜHRTE AXEL REISERER

NU: Sigmund Freud hat stets den Anspruch erhoben, die Psychoanalyse sei eine Wissenschaft und damit allgemein gültig. In Ihrem Buch „Hate and the Jewish Science“ stellen Sie nun die These auf, die Psychoanalyse sei eine „jüdische Wissenschaft“. Welche Belege haben Sie dafür?

Frosh: Freud hatte eine komplexe jüdische Identität. Er war nicht religiös und hielt Religion für „Illusion“, wie er immer wieder schrieb. Zugleich bekannte er sich zeit seines Lebens klar zu seinem Judentum, in früheren Jahren durchaus ambivalent, später angesichts des wachsenden Antisemitismus immer offensiver.

NU: Also eine jüdische Identität aus Abwehrhaltung, sozusagen fremdbestimmt?

Frosh: Mehr als das. In jüngeren Jahren versuchte Freud fast krampfhaft, sich von den verarmten ostjüdischen Zuwanderern abzugrenzen. Angesichts des wachsenden Antisemi-

tismus der späten 1920er und frühen 1930er Jahre ist er dann dazu übergegangen, sein Judentum geradezu hinauszuposaunen. Der von außen einwirkende Antisemitismus sicherte also Freuds starke positive Identifizierung mit seinem Judentum.

NU: Wie hat sich das Ihrer Meinung nach auf die Entwicklung der Psychoanalyse ausgewirkt?

Frosh: Es gibt auf mehreren Ebenen starke Verknüpfungen mit Freuds jüdischer Identität. Neben ihm waren praktisch alle Mitbegründer der Psychoanalytischen Gesellschaft ausschließlich jüdische Mitglieder. Die Ablehnung, auf die Freuds Entdeckungen stießen, und der Antisemitismus, mit dem er konfrontiert war, führten dazu, dass er seine Lehre zu einer Bewegung formte, die eng zusammenhalten musste und große Probleme mit „Abweichlern“ hatte. Inhaltlich rekurriert die Psychoanalyse auf das reiche Erbe der jüdischen Kultur: die Mission, das Unbekannte,

Mystische, Unbewusste durch Rationalität zu durchdringen; die Technik der freien Assoziation; die Faszination an der Macht des Wortes; die am Talmud geschulte Technik der Auslegung; die nie endende Suche nach Erkenntnis; das freie Denken innerhalb eines sehr strikten Regelwerks.

NU: Sie schreiben, Freud sei es wegen seiner zwiespältigen Identität möglich gewesen, gleichsam von außen nach innen zu blicken.

Frosh: Ja. Er hat sozusagen den in Jahrhunderten an religiösen Studien geschulten jüdischen Geist befreit und auf ein anderes Themenfeld – die Erforschung der Psyche – umgelegt. Vergleichbares finden wir um die Jahrhundertwende auf vielen anderen Gebieten von Wissenschaft und Kultur, wo der jüdische Geist die engen religiösen Grenzen überspringt und in anderen Bereichen fruchtbar wird. Das reicht von der Literatur bis zur Politik. Vergessen Sie nicht, das war eine Zeit riesiger Umwälzungen! Im selben Jahr



1905, als sich Trotzki an die Spitze der ersten Russischen Revolution stellte, veröffentlichte Einstein die Grundlagen der Relativitätstheorie und Freud veröffentlichte seine Abhandlung über den „Witz und seine Beziehung zum Unbewussten“.

NU: Sie sagen, Freud hat eine geschlossene Gruppe als Abwehr gegen den Antisemitismus geformt.

Frosh: Ja, und wir finden gerade angesichts einer feindlichen Außenwelt in dem von Freud begründeten Kreis einen Stolz auf ein besonderes Wissen, der mit dem Bewusstsein des auserwählten Volkes vergleichbar ist. Freud selbst wendet sich in den Jahren der gesellschaftlichen Ächtung an andere jüdische Kreise, die B'Nai B'Rith-Gesellschaft, über die er rückblickend (1926, Anm.) schreibt: „Ich war zu dieser Zeit (1895, Anm.) geächtet, von allen gemieden. Diese Isolation weckte in mir das Verlangen nach einem Kreis herausragender Männer mit hohen Idealen. Dass Sie alle Ju-

Stephen Frosh ist Professor für Psychologie am Birkbeck College, Universität London. Nach Jahren als klinischer Psychoanalytiker widmet er sich in den



letzten Jahren der Wissenschaft. Angeregt aus der klinischen Erfahrung, beschäftigt er sich intensiv mit Identitätsfragen und Rollenbildern. Für Aufsehen sorgte in Großbritannien seine 2002 veröffentlichte Studie „Young Masculinities“, in der die Autoren anhand umfangreichen empirischen Materials aus Londoner Schulen nachweisen, wie junge Männer aufgrund vielfältigen Drucks bereit sind, eher ihre eigene Entwicklung zu behindern als bestimmten Rollenmodellen nicht zu entsprechen bzw. nachzueifern. Selbst Mitglied einer „ziemlich orthodoxen Gemeinde“, wie er sagt, gilt Froshs persönliches Interesse Fragen der jüdischen Identität, insbesondere jener nach einem sekulären jüdischen Selbstverständnis, dessen erster Held nach seiner Ansicht Spinoza war und dem er auch Freud zuordnet.

den waren, war mir nur willkommen, denn ich war selbst Jude, und es war mir stets nicht nur unwürdig, sondern nachgerade dumm erschienen, das zu leugnen. Was mich ans Judentum band, war – ich bin schuldig, es zu bekennen – nicht der Glaube, auch nicht der nationale Stolz, denn ich war immer ein Ungläubiger, bin ohne Religion erzogen worden, wenn auch nicht ohne Respekt vor den ‚ethisch‘ genannten Forderungen der menschlichen Kultur. (...) Weil ich Jude war, fand ich mich frei von vielen Vorurteilen, die andere im Gebrauch ihres Intellekts beschränkten, als Jude war ich dafür vorbereitet, in die Opposition zu gehen und auf das Einvernehmen mit der ‚kompakten Majorität‘ zu verzichten.“

NU: Zugleich war es aber Freud, der – gegen die Meinung vieler Freunde und Kollegen – den umstrittenen C. G. Jung richtiggehend umwarb.

Frosh: Freud war sich der Gefahr bewusst, dass die Psychoanalyse quasi

als jüdische Angelegenheit abgetan wird. Dagegen wollte er mit der wichtigen Rolle für Jung angehen. „Der Schweizer wird uns alle retten“, sagte er einmal.

NU: Was Jung dann aber nicht getan hat.

Frosh: Keineswegs. Er war ein offener Antisemit, der sich von den Nazis benutzen ließ und später behauptete, er habe alles nur zum Schutz der Psychoanalyse getan.

NU: Gerade die Nazis haben dann die Psychoanalyse als „jüdische Wissenschaft“ gebrandmarkt und verfolgt.

Frosh: Die Nazis haben die Psychoanalyse verfolgt, weil die führenden Vertreter Juden waren, aber auch wegen ihres Inhalts, der nach ihrer Ansicht subversiv, die Volksgemeinschaft untergrabend, auf das Individuum und die Sexualität ausgerichtet war. Freuds Schriften wurden schon 1933 öffentlich verbrannt. Bis 1935 wurde die Deutsche Psychoanalytische Gesellschaft vollständig „arisiert“. Dank internationaler Bemühungen konnten praktisch alle jüdischen Psychoanalytiker Deutschland rechtzeitig verlassen, was ironischerweise maßgeblich zu ihrer enormen Verbreitung in den USA und Großbritannien beitrug. Freud selbst war lange in verzweifelte Versu-

che eingebunden, ein Überleben der Psychoanalyse in Nazi-Deutschland zu ermöglichen. Die Nazis wollten eine „arische Psychotherapie“ im Dienst des Regimes als Gegenstück zur „jüdischen Psychoanalyse“ etablieren. Dennoch konnte unter dem Dach der Deutschen Medizinischen Gesellschaft für Psychotherapie, die von Matthias Göring – einem Cousin von Hermann Göring – geleitet wurde, Freuds Psychoanalyse in der so genannten Arbeitsgruppe A in kleinem Maße weiter praktiziert werden. Die Geschichte der Psychoanalyse unter den Nazis ist eine verzweifelte Geschichte von Appeasement, Fehleinschätzungen, Anpassung, Verdrängung und Überlebenswillen.

Sigmund Freuds Judentum

»Was ist an dir noch jüdisch, wenn du all diese Gemeinsamkeiten mit deinen Volksgenossen aufgegeben hast?« Diese Frage beschäftigt die Psychoanalytiker auf der Suche nach ihrer jüdischen Identität bis heute.

EINE ANALYSE VON MARTIN ENGELBERG

film INSTITUTE ORF Film/Fernseh-Abkommen CINESTYRIA FILMCOMMISSION AND FONDS lotusfilm pool

ab 28. april im kino

michael fuith andreas kiendl christoph theußl michael ostrowski

KOTSCH

ein film von helmut köpping nach einem drehbuch von gregor stadlober
carl-mayer-drehbuchpreis

www.kotsch.cc



Was machte das Judentum Sigmund Freuds aus? Wie waren seine Gefühle zum Jüdisch-Sein; wie lebte er es; was dachte er dazu?

Im Vorwort, welches Sigmund Freud 1930 – 74-jährig – für die hebräische Übersetzung seines Werkes „Totem und Tabu“ schrieb, fasste er seine Gefühle so zusammen: „Keiner der Leser dieses Buches wird sich so leicht in die Gefühlslage des Autors versetzen können, der die heilige Sprache nicht versteht, der väterlichen Religion – wie jeder anderen – völlig entfremdet ist, an nationalistischen Idealen nicht teilnehmen kann und doch die Zugehörigkeit zu seinem Volk nie verleugnet hat, seine Eigenart als jüdisch empfindet und sie nicht anders wünscht.“

Freud fährt dann jedoch mit einer Feststellung fort, die viele, vor allem auch Psychoanalytiker, auf der Suche nach einer Definition für jüdische Identität bis heute sehr beschäftigt: „Fragt man ihn: ‚Was ist an dir noch jüdisch, wenn du alle diese Gemeinsamkeiten mit deinen Volksgenossen aufgegeben hast?‘, so würde er antworten: ‚Noch sehr viel, wahrscheinlich die Hauptsache.‘ Aber dieses Wesentliche könne er gegenwärtig nicht in klare Worte fassen. Es wird sicherlich später einmal wissenschaftlicher Einsicht zugänglich sein.“

In weiteren Briefen, Reden und überlieferten privaten Äußerungen hält er fest, er habe nur eine rudimentäre religiöse Erziehung im Judentum genossen, die jüdische Religion sei in seinem Elternhaus nur ansatzweise

und beiläufig praktiziert worden und schließlich könne er weder Hebräisch noch Jiddisch.

Tatsächlich stammte Freud – väterlicherseits – aus einer sehr orthodoxen jüdischen Familie Galiziens. Sein Vater Jakob gab wohl schon die Orthodoxie auf und wurde zu einem Anhänger der Haskala. Diese Bewegung war jedoch keine agnostische oder gar atheistische, assimilatorische, sondern lehnte vielmehr lediglich religiösen Fanatismus, chassidischen Aberglauben und kulturelle Hermetik ab, nicht jedoch das Judentum an sich.

Im Hause der Eltern Freuds wurden jüdische Feiertage abgehalten. In Gesprächen und persönlichen Briefen Freuds zeigt sich eine Kenntnis jiddischer Worte und Aussprüche, die über den „Alltagswortschatz“ wie Schnorer und meschuge hinausgehen, wie „Leben in Dalles (Armut)“ oder „tomer doch“ (= vielleicht doch?).

Bis zu seinem 7. Lebensjahr wurde Freud von seinem Vater in das Studium der Bibel eingeführt: wohl anhand Ludwig Philippsohns zweisprachiger illustrierter Bibelausgabe – was also nicht dem orthodoxen Ideal entspricht –, die jedoch in ihrem Kommentar durchaus konservativ und traditionell bleibt.

Schließlich war da jene Bibel, neu in Leder gebunden, die Vater Jakob Sigmund zum 35. Geburtstag schenkte. Mit einer Widmung ganz in „Melitsa“ geschrieben, jener Stilform, die wie in einem Mosaik, Fragmente und Wendungen aus der Tora, der rabbinischen

Literatur und der Liturgie zusammenfügt und die ein umfangreiches und tiefes Wissen über das breite Spektrum des Tanachs, also der fünf Bücher Moses, aber auch der Propheten bis hin zum Talmud, seitens des Schreibers – aber letztlich auch des Adressaten – voraussetzt. So eine Widmung hätte er „eher aus der Feder z. B. des Belser Rebben, gerichtet an dessen Sohn“ erwartet, wie ein befragter Rabbiner beeindruckt feststellte.

Freud schreibt seiner zukünftigen Frau einerseits, er würde sie zur „Heidin“ machen und bestehe darauf, dass sie bereit sein müsste, Schinken zu essen und auch andere Vorschriften zu missachten. Andererseits war seine Wahl eben auf Martha Bernay gefallen, Enkelin des angesehenen Hacham von Hamburg, Isaac Bernay, die also in einem streng orthodoxen Haushalt aufgewachsen war. So konzedierte Freud in einem anderen Brief: „Wenn die Form, in der die alten Juden sich wohl fühlten, auch für uns kein Obdach mehr bietet, etwas vom Kern, das Wesen des sinnvollen und lebensfrohen Judentums, wird unser Haus nicht verlassen.“

WEB-TIPPS:
www.wpv.at

SIGMUNDFREUD-VORLESUNGEN 2006
„Der kleine Hans“ – Analyse der Phobie eines fünfjährigen Knaben
Haus Wittgenstein,
1030 Wien, Parkgasse 18
22. 4. 2006, 10–20 Uhr

»Es ist mir wichtig, unter den Juden vorzukommen.«

Wir hatten uns viele Jahre nicht gesehen – sicher nicht, seit sie 1988 nach Deutschland gegangen war, und auch vorher sind wir einander nicht oft begegnet. Als sie im Februar 2006 bei einer jüdischen Frauenkonferenz in Berlin vor mir stand, sagte sie „Servus, Helly“ und ich „Hallo, Erica!“ und wir unterhielten uns und alles war ganz einfach, als kennten wir uns schon ewig. Was ja auch stimmt. Da war eine selbstverständliche Nähe, obwohl wir wenig voneinander wissen. Ich wusste mehr über sie als sie über mich, sie hat in ihren Büchern immer auch über sich selbst geschrieben. Jetzt wollte ich sie kennen lernen. Einen Monat später trafen wir uns in Wien.

HELENE MAIMANN ÜBER ERICA FISCHER

FOTOS VON PETER RIGAUD

Dass Erica jüdisch ist, fiel mir erst auf, als ich „Aimée & Jaguar“ las, ihren Roman über eine lesbische Liebe in Berlin während des Krieges. Eine Liebe zwischen Lilly „Aimée“ Wust, Hausfrau und Mutter, „arisch“, und Felice „Jaguar“ Schragenheim, 21 Jahre, jüdisch. Sie endete 1944 mit der Verhaftung und Deportation Felices nach Groß Rosen. Das Buch kam 1994 heraus, wurde ein Bestseller und in sechzehn Sprachen übersetzt. Und es wurde verfilmt: ein Spielfilm, mehrere Dokumentarfilme.

Ich wusste zwar, dass Erica jüdische Wurzeln hat, sie hat das in einem ihrer frühen Bücher erwähnt – während des Krieges in der Emigration geboren, Halbjüdin aus antizionistischer linksintellektueller Familie, so beschrieb sie es 1983 in „Jenseits der Träume“. Aber das war damals nicht ihr Thema. Ericas Fokus der siebziger und achtziger Jahre war der Feminismus. Die neunziger Jahre waren von ihrer Auseinandersetzung mit dem Judentum geprägt, mit ihrer eigenen Jüdischkeit, der Frage, wie sie zu leben

wäre. Und wie Juden und Nichtjuden nach der Schoah miteinander sein können, und was geschieht, wenn sie eine Liebesgeschichte miteinander haben. Das ist ein Thema, das Erica fasziniert. „Die Liebe der Lena Goldnadel“ heißt eines ihrer Bücher. Geschichten von der Liebe im Schatten der Schoah.

„Ich habe mir die Nähe zu den Juden hart erarbeitet“ sagt sie und schaut nachdenklich. „Es ist mir wichtig, unter den Juden vorzukommen, von ihnen angenommen zu werden.“ Sie hat sich verändert. Ich erinnere sie als ziemlich strenge und streitbare Feministin, vor der ich mich etwas gefürchtet habe. Sie war eine der Protagonistinnen der autonomen Frauenbewegung in Österreich, redegewandt und unerschrocken, fordernd und prinzipienfest. Sie erschien mir als der verkörperte Anspruch der Frauenbewegung, ein selbstbestimmtes Leben zu führen, ohne männlichen Zugriff. Heute ist sie sanfter, weicher, ihre Haare sind nicht mehr so rappelkurz wie früher. Ihr Gesicht hat seine

scharfen Kanten verloren. Wenn so was überhaupt erlaubt ist angesichts ihrer feministischen Überzeugungen, würde ich sagen: Sie ist weiblicher geworden, runder – und eben: nachdenklich, verletzlich. Das hindert sie nicht, schonungslos mit ihrer eigenen Geschichte umzugehen und mit den Menschen, von denen sie erzählt.

Nichts davon ist ihr leicht gefallen. „Ich war ein extrem schüchternes einsames Mädchen. Aufgewachsen in einer Familie, in der es kaum Wärme gab und keinen Körperkontakt. Was Mutterliebe ist, habe ich nicht verstanden und auch nie erfahren. Meine Mutter hat kein frohes Leben gehabt. Sie war eine Jüdin aus Warschau, die sich komplett vom Judentum abgewendet hat. Sie ist in den zwanziger Jahren aus Warschau weggegangen, um dem Antisemitismus zu entgehen, nach Wien gekommen, hat meinen Vater kennen gelernt, und ist mit ihm nach dem „Anschluss“ nach England emigriert. England! Das war das Land, wo



»Sie ist weiblicher geworden, runder – und eben: nachdenklich, verletzlich.«

Ein Treffen, ein Gespräch, ein Porträt – nach 18 Jahren.



sie hätte vielleicht glücklich werden können. Aber mein Vater war ein überzeugter Sozialist, nicht jüdisch, er war hier in Wien daheim, und nach dem Krieg wollte er unbedingt zurück. Also ist sie mitgegangen. Aber ihr ganzes Leben hat sie sich beklagt, in Wien leben zu müssen. Die Österreicher sind Nazis, hat sie gesagt, und in England ist alles besser.“

Erica Fischer, 1943 in England geboren, 1948 mit Eltern und Bruder nach Wien zurückgekehrt, findet hier nicht heim. Wie die Mutter träumt sie von England, der verlorenen Kinderheimat, fühlt sich in Österreich nicht zugehörig. „Der Schock, als mich die Kinder im Hof auf deutsch anreden, und ich kann sie nicht verstehen“, schreibt sie in „Jenseits der Träume“. „Die Einsamkeit als Jugendliche, die die Entwurzelung der Eltern widerspiegelt. Ihre alten Freunde – Künstler, Intellektuelle, Sozialisten und Kommunisten – tot, in der Emigration geliebt, einander entfremdet. Nach dem Krieg konnten die Eltern die Fäden nicht wiederaufnehmen, fanden nicht mehr in die alte Gemeinschaft zurück.“

Über Juden und die Schoah wird im Hause Fischer nicht gesprochen. Jüdische Traditionen gibt die Mutter vor nicht zu kennen. Ihre Kindheit und Jugend in Warschau scheinen spurlos

gelöscht. „Das Erziehungsziel meiner Eltern war es, mir und meinem Bruder das Wissen um die Vergangenheit zu ersparen. Wir sollten nicht leiden. Stattdessen feierten wir Weihnachten wie alle Österreicher. Dennoch blieb meine Mutter in Österreich fremd und unglücklich und mit ihr ihre Kinder. Ich habe nie gewusst, wo ich hingehöre. Solange ich mich erinnern kann, habe ich Sehnsucht gehabt. Nach dem englischen Exil, nach einer Zugehörigkeit, die ich nicht näher benennen kann, nach Geborgenheit.“

Erica studiert Dolmetsch, wird Journalistin. Geschützt durch Mikrofon und Schreibblock kann sie ihre Neugier auf das Leben der anderen befriedigen, „weil mein eigenes mir so seltsam unwirklich vorkam. Der Faden der Zeit durchtrennt und ich dazwischen. Ohne Großeltern die Vergangenheit, ohne Kinder die Zukunft.“ Sie ist vom Elternhaus politi-

»Über Juden und die Schoah wird im Hause Fischer nicht gesprochen. Jüdische Traditionen gibt die Mutter vor nicht zu kennen.«

siert worden, sie ist bis heute von großer Empathie erfüllt für die Unterdrückten, die zu kurz gekommenen, an den Rand Gedrängten, Unzugehörigen. Vor allem, wenn es sich dabei um Frauen handelt. Der Kontakt zum Feminismus der frühen siebziger Jahre macht eine Tür weit auf, hinter der sie ihr Unbehagen, ihre Einsamkeit und tragische Spaltung benennen kann: Erica entdeckt das Patriarchat. Sie wird zur überzeugten Feministin. „Erst in den Achtzigern habe ich begriffen, dass das Patriarchat schon an einigem schuld ist, dass ich mich als Frau in dieser Gesellschaft so unwohl fühle, aber dass es nicht ausschließlich dafür verantwortlich ist. Sondern dass das auch sehr viel mit der Ausgrenzung meiner Familie zu tun hat.“

Sie kann auf einmal viel bewegen: Sie wird eine Mitbegründerin der Neuen Frauenbewegung, der Buchhandlung „Frauenzimmer“, der Zeitschrift „AUF“. Sie lernt, vor großen Gruppen zu reden, auch Männergruppen, Beschimpfungen auszuhalten, ihre Stimme zu heben, ihre Argumente zu schärfen. Sie wird forsch und radikal. Sie will eine egalitäre Gesellschaft, in der die Männer weniger maskulin und die Frauen weniger auf ihre Weiblichkeit versessen sind und ökonomisch unabhängig. Sie streitet gegen



das Gewaltmonopol, das Männer gegenüber Frauen haben, rechtlich, seelisch, körperlich. Sie kämpft gegen die krasse Ungleichbehandlung am Arbeitsplatz. Es ist eine Erlösung. Endlich etwas tun können gegen Diskriminierung, dagegen, dass sie sich als Frau so behindert fühlt. Die Frauenbewegung wird zu einem Ort, der Heimatgefühle erweckt und die Einsamkeit aufsaugt. Aber das hält nicht lange an, und vor allem: Es genügt nicht.

Denn die Liebe und das Verlangen nach Beheimatung sind schwierig und bleiben es. Die Männer sind nicht so, wie man sie haben will, und die Seele ist keine Buchhaltung, die Geben und Nehmen, Wunsch und Realität, Dürfen und Können ausgewogen leben kann. Das erfahren viele Frauen, die sich von den Altlasten der Geschlechterordnung befreien wollen. Erica reibt sich auf

in ihren Männerbeziehungen, und sie äußert sich darüber in einer fast erschreckenden Offenheit.

„Als ich mich von Richard trennte“, schreibt sie in „Jenseits der Träume“, „hielt ich es für das Ende. Zwei Jahre hatte ich gebraucht, um die Trennung zu vollziehen, zwei Jahre hatte ich mit meiner Panik gerungen: Das ist der Letzte. Dieser junge Mann war der Märchenprinz ... Als es aus ist, fühle ich mich wie ein Haufen Scheiße. Ich kann niemandem in die Augen schauen, aus Angst, sie würden meine Demütigung erkennen und mich verachten. Eine verlassene Frau, eine nicht mehr junge Frau, von ihrem jugendlichen Liebhaber verlassen. Ein unerfreuliches Bild, abstoßend, peinlich. Ich bin überzeugt, dass mein Liebesleben abgeschlossen ist. Nie wieder wird mich eine Männerhand berühren. Ich bin alt und

ausgehöhlt, unattraktiv sowohl körperlich wie geistig. Die Zeit vor mir erfüllt mich mit Entsetzen.“

Zu dieser Zeit war sie Siebenunddreißig!

Die Angst vor dem Altwerden fängt früh an und treibt sie bis heute um. Die starken Gefühle des Ausgeliefertseins an einen Mann, dem sie vertraut und dann qualvoll verliert, beschreibt sie rückhaltlos, fast provokant. Das Wort vom „Zusammenbruch“ kommt häufig vor. Der Schmerz ist ein reißendes Tier und wird auch so benannt.

„Erica, ich könnte das nie, mich so ausziehen vor aller Augen.“

„Ja, ich weiß, ich bin schamlos. Ich bin ein scheues Reh, aber ein schamloses. Ich habe keine Probleme, über mich zu reden und zu schreiben. Es hilft, meine Ängste zu zivilisieren.“

„Um zu vermitteln: Jetzt weißt du alles von mir, tu mir nicht weh?“

„Genau. Ich finde es legitim, die eigene Biographie auszubeuten. Und ich habe keine Scheu, meine Familie und die Menschen um mich herum herzuzeigen, wenn du willst: zu kompromittieren. Meine Beziehungen waren alle geprägt vom Schweigen. Das breche ich durch mein Schreiben darüber.“

„Lebst du dadurch leichter, wird der Leidensdruck geringer?“

„Ich denke nicht. Ich gehe den Weg, den ich gehen muss, und ich bin auch nicht ganz uneins mit meinem Leben. Aber ich bin alles andere als eine



Die nicht immer heile Welt der Familie Meijer

Mit „Melnitz“ legt der Schweizer Autor Charles Lewinsky nun einen über 700 Seiten langen Familienroman vor. Einen jüdischen Familienroman, der viele Facetten Schweizer Judentums zwischen dem Ende des 18. und der Mitte des 20. Jahrhunderts detailreich und äußerst liebevoll beleuchtet.

VON ALEXIA WEISS

Charles Lewinsky: „Melnitz“, Roman, Verlag Nagel & Kimche, Zürich 2006, 784 Seiten, € 25,60



ZUR PERSON:

Der 1946 in Zürich geborene Charles Lewinsky studierte Germanistik und Theaterwissenschaft, arbeitete zunächst an diversen Bühnen als Dramaturg und Regisseur und danach als Redakteur beim Fernsehen. Seit 1980 ist er freier Autor.

Neben TV-Sendungen schrieb er einige Bücher, darunter „Hitler auf dem Rütli“, die fiktive Geschichte des Anschlusses der Schweiz an das Dritte Reich. Der Roman „Johannstag“ wurde mit dem Preis der Schillerstiftung ausgezeichnet.

Lewinsky ist auch Theaterautor. Mit „Freunde, das Leben ist lebenswert“ wurde 2005 das neue stadtheater walfischgasse in Wien eröffnet. Das Stück zeigt den erniedrigenden und vernichtenden Umgang des NS-Regimes mit jüdischen Künstlern. Im März wurde am stadtheater die Musikrevue „Heimat, sweet Heimat“ – ein Stück über Emigranten in New York – uraufgeführt.

eigentlich noch immer Franzosen sind und andere meinen, sich in Deutschland niederlassen zu müssen. Und auch sonst erweist sich die Schweiz hier nicht als die Insel der Seligen. Von den Nazis blieb der Alpenstaat zwar verschont. Doch auch die Schweizer Juden sahen sich vor allem in den 1940er Jahren einer massiven antisemitischen Stimmung ausgesetzt.

Nicht wenige Begebenheiten in diesem Roman rühren zu Tränen. Und andere wiederum lassen den Leser schmunzeln, wenn nicht sogar lachen.

Was seine Motivation gewesen sei, diesen Roman zu schreiben, wollte NU von Lewinsky wissen. „Es gibt so etwas wie eine ‚Fremdheit der Nähe‘. In vielen Gesprächen ist mir klar geworden, dass die spezifische Erfahrung eines jüdischen Schweizlers oder Schweizer Juden für Außenstehende so exotisch ist wie das Lebensgefühl eines Chinesen oder Eskimos. Als ich versuchte, diesen Blick auf die Welt literarisch zu verarbeiten, wurde mir klar, dass das nur möglich ist, wenn man den historischen Aspekt einbezieht. Und so wurde aus einer Gegenwartsgeschichte eine Familiensaga über mehrere Generationen.“

„Melnitz“ ist also eine Familiensaga, die Lewinsky 1781 in Eendingen beginnen lässt. Im Mittelpunkt stehen zunächst zwei Frauen im heiratsfähigen Alter – Mimi und Chanele. Und natürlich deren Vater, der Viehhändler Salomon Meijer. Als der entfernte Verwandte Janki auftaucht, beginnen die Turbulenzen. Und es stehen zwei Hochzeiten an ...

Es wird noch einige Male geheiratet werden in der Familie Meijer. Doch Lewinsky verliert bei all den rührenden Ereignissen rund um Geburt, Liebe und Tod nie die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen für Juden in der Schweiz aus den Augen.

Das Ende des 19. Jahrhunderts eingeführte Schächtverbot kostet den fleischhauer Pinchas den Beruf. Die judenfeindliche Atmosphäre wird seinen Neffen François dazu verleiten, sich taufen zu lassen. Ob sich das als der richtige Weg erweisen wird? François' Schwager Zalman engagiert sich bei den Sozialisten. Sein Enkel Hillel wird sich auf die Seite der Zionisten schlagen.

Den Müttern der Familie Meijer machen die Weltkriege zu schaffen. Denn diese machen selbst vor einer Schweizer Familie nicht Halt, wenn die einen

In Wien hat Erica Fischer soeben ihr neues Buch über die Zwillingsschwwestern Rosl Breuer und Liesl Hahn vorgestellt. Ein widerständiges Schwesternpaar, Jahrgang 1920, kommunistisch, zwei Nonkonformistinnen, eine Wiener Geschichte ganz nach Ericas Neigung. Sie plant jetzt, ihre eigene Familiengeschichte zu schreiben und wird ein mehrmonatiges Stipendium in Krakau dazu nützen, der polnischen, der mütterlichen Seite ihrer Familie nachzugehen. Seit zwei Jahren lernt sie Polnisch. Ein Aufbruch zu neuen Ufern. Aber jetzt steht Pessach vor der Tür, und sie wird, wie in den letzten Jahren, bei sich zu Hause einen Seder halten, der sicher nicht den Vorschriften der Halacha entspricht. Aber deswegen nicht weniger jüdisch, findet sie.

EINIGE BÜCHER VON ERICA FISCHER

„Das Wichtigste ist, sich selber treu zu bleiben. Die Geschichte der Zwillingsschwwestern Rosl und Liesl.“ *Ueberreuter, Wien 2005*

Gemeinsam mit Simone Ladwig-Winters: „Die Wertheims. Geschichte einer Familie.“ *Rowohlt Berlin, Berlin 2004*

„Aimée & Jaguar. Eine Liebesgeschichte, Berlin 1943.“

Kiepenheuer & Witsch, Köln 1994, 2002, 2005

„Das kurze Leben der Jüdin Felice Schragenheim. ‚Jaguar‘ Berlin 1922–Bergen-Belsen 1945.“ *dtv, München 2002*

„Die Liebe der Lena Goldnadel. Jüdische Geschichten.“ *Rowohlt Berlin, Berlin 2000, rororo, Reinbek 2001*

Siehe auch: www.eric-fischer.de

DR. HELENE MAIMANN

ist Historikerin, Autorin und Filmemacherin. Sie hat sich entlang vieler Medien (Bücher, Artikel, Radio, Fernsehen) mit österreichischer Zeitgeschichte auseinander gesetzt und arbeitet meist biographisch. Helene Maimann leitet im ORF die wöchentliche Sendung „DOKumente“.



fröhliche Person, ich bin eine Gescheiterte. Ich empfinde mich als tragisch. Nichts, was mir im Leben lieb und wert war, habe ich halten können. Gescheiterte Beziehungen, eine Ehe, die als große Liebe begann und nach sieben Jahren vorbei war. Die Liebe ist mir wichtiger als alle meine Bücher, aber sie ist mir missglückt. Da gibt es nichts zu beschönigen.“ „Deine Texte sind sehr emotional, farbenstark und oft düster.“

„Ja. Aber im gelebten Leben, auch wenn es nicht so läuft, wie ich es mir wünsche, bin ich eher lebenslustig und sinnenfroh. Ich liebe meine Arbeit, ich bin neugierig auf die Menschen, und die Spannung, ein neues Buch anzufangen, gibt mir ein starkes Lebensgefühl. Ich freue mich über schöne Dinge und schöne Menschen und ich genieße den Luxus der Freiheit, mir meine Zeit einzuteilen, wie es mir passt.“

„Und du hast mit „Aimée & Jaguar“ einen Welterfolg gehabt, wer kann das schon von sich sagen?“

„Ja, und ich habe viel mehr erreicht, als ich mir zugetraut habe. Obwohl meine Familie und ich zu denen gehören, auf denen die Schoah wie ein Schatten lastet. Mein Vater ist früh gestorben, meine Mutter hat sich danach zurückgezogen und mit meinem Bruder ein isoliertes Leben geführt. Mein Bruder Peter, hochbegabt, sehr gescheit, war schon als Kind auffällig, hat gelogen, gestohlen, war total lebensuntüchtig und an die Mutter gekettet. Drei Wochen, nachdem sie gestorben ist, hat er sich das Leben genommen. Sie hat gewusst, dass es so kommen wird, und hat nie etwas dagegen unternommen.“

„Gibt es für dich kein Judentum jenseits der Schoah?“

„Ich denke, inzwischen schon, aber es war und ist bei mir schon sehr geprägt von der Verfolgung. Wenn meine Familie nicht verfolgt gewesen wäre, hätte ich ein anderes Leben führen können. Aber ich hätte keinen Zugang zum Judentum gefunden. Und auch keinen Zugang zu meinen Lebensthemen: Das Schicksal von Außenseitern, von Verfolgten, von Unangepassten, von Flüchtlingen. Ich wüsste nicht, worüber ich sonst schreiben sollte.“

1991, als Erica bereits seit drei Jah-

ren in Deutschland lebt, schlägt der Verlag Kiepenheuer & Witsch ihr vor, die Geschichte von Lilly Wust und Felice Schragenheim zu recherchieren und literarisch zu verarbeiten. Das Buch erscheint drei Jahre später, der Zeitpunkt konnte nicht besser sein. Die Schoah, bisher als randständiges Phänomen der NS-Geschichte wahrgenommen, rückt Mitte der neunziger Jahre in ihr Zentrum. Das Thema beherrscht die deutschen Medien und die gesamte westliche Öffentlichkeit in einer ungeahnten Intensität. Erica lässt sich entlang der Recherche zu „Aimée & Jaguar“ auf das Judentum ein, erlebt sich als angekommen. Legt großen Wert darauf, das auch nach außen zu dokumentieren. Sucht jüdische Freunde – vor allem, als sie von Köln nach Berlin zieht. Leicht fällt es ihr nicht, mit ihrer altneuen Identität unter den Deutschen zu leben, sie hat starke Fremdheitsgefühle, aber das ist sie gewohnt.

„Erst in Deutschland habe ich gemerkt, wie viel Jüdisches in die Wiener Kultur eingeflossen ist: der Schmah, die Ironie, das Wortspiel, die Sprache. Und auch, wie viel Jüdisches trotz aller Verleugnung in meiner Familie war. Wie emotional und heftig es da oft zugegangen ist, trotz aller körperlichen Distanz untereinander. Ich habe erkannt, dass das Judentum auch eine kulturelle Prägung ist und wie stark ich davon beeinflusst worden bin. Bei uns zu Hause sind immer Juden aus- und eingegangen, Freunde der Eltern aus der Emigration, später, 1968, Juden aus Polen, die damals vertrieben worden sind. Ich habe begriffen, dass das Jüdische tief in mir verwurzelt ist, und dass das auch der Grund ist, warum ich mich unter Juden wohl fühle und ihre Nähe suche.“

„Das dürfte aber auch in Berlin nicht einfach sein, einen jüdischen Freundeskreis zu finden, der deiner Herkunft und deinem Lebensgefühl entgegenkommt.“

„So ist es. Als ich Ende der Neunziger einige Zeit in New York war, entdeckte ich die Vielfalt des jüdischen Lebens dort, die ganze Bandbreite, die die drei Millionen Juden dort entwickelt haben. New York ist die Stadt, wo ich ein Leben hätte führen können, das meiner spezifischen Eigenart entspricht.“

Koscher in Krakau und Czernowitz

2006 wird erstmals eine koschere Studienreise nach Osteuropa veranstaltet. Sie führt die Teilnehmer in einem großen Bogen durch ganz Osteuropa – nach Bielitz, Krakau, Krasieczyn, Lemberg, Czernowitz, Munkacs, Budapest und zurück nach Wien. NU hat sich das Programm angeschaut.

VON KATJA SINDEMANN

Reisen nach Osteuropa, auf den Spuren der jiddischen Stetls, gibt es bereits jede Menge. Krakau, Lemberg, Czernowitz sind gern und oft angefahrte Zielorte von Studienreisen. Was jedoch 2006 angeboten wird, ist Novum und Rarität zugleich: eine koschere Reise nach Galizien und in die Bukowina. Übernachtet und gegessen wird nur in Hotels bzw. Restaurants, die entweder durch das örtliche Rabbinat oder die jüdische Gemeinde überwacht und als koscher bestätigt sind. An einigen Stationen kann auch die örtliche Mikwa in Anspruch genommen werden. Die Reise wurde von dem erfahrenen Ost-Europa-Experten, Historiker und Reiseleiter Götz Wagemann konzipiert. Aufgrund zahlreicher Studienreisen nach Galizien, Polen, in die Bukowina, Ukraine und ins Baltikum kann er mit persönlichen Ortskenntnissen aufwarten. Auf seinen bisherigen Gruppenreisen in diese Region konnte er immer wieder den Bedarf an bzw. die Nachfrage für koschere Essens- und Aufenthaltsmöglichkeiten fest-

stellen. So kam er auf die Idee, eine solche Reise selbst zu organisieren und anzubieten.

Der Reiseverlauf schlägt einen großen Bogen durch ganz Osteuropa: Wien–Bielitz–Krakau–Krasieczyn–Lemberg–Czernowitz–Munkacs–Budapest–Wien. Die Reise wandelt auf den Spuren jüdischer Vergangenheit. Natürlich wird das Jüdische Viertel in Krakau besichtigt, trifft man Vertreter der jüdischen Gemeinde in Lemberg, dem heutigen L'viv in der Westukraine, ehemalige Hauptstadt Galiziens und Schmelztiegel österreichischer, ukrainischer, polnischer und jüdischer Kultur. Das gilt natürlich genauso für Czernowitz, Hauptstadt der Bukowina, auch das „Babylon Mitteleuropas“ oder „Kleinwien des Ostens“ genannt. Paul Celan, Rose Ausländer, Gregor von Rezzori sind nur einige der literarischen Namen, die untrennbar mit der Stadt verbunden sind. Heutige Czernowitzer konstatieren nüchtern, dass die Stadt mit, von und gegen ihren Mythos lebt. Bildete sie bis 1940 noch

eine deutsch-österreichisch-jüdisch-rumänische Melange, so dominiert heute die ukrainische Bevölkerung. Der russische Anteil mit rund 11% ist vergleichsweise gering. Die deutsche Bevölkerung wurde 1940 „heim ins Reich“ geholt, der Großteil der Bukowiner Juden wurde ab 1941 von der SS und rumänischen Truppen ermordet. Die heutige jüdische Gemeinde ist fast ausgestorben. Lebten 1989 noch um die 15.600 Juden in der Stadt, so waren es im Jahr 2001 nur mehr 1.300. Die überwiegende Mehrheit hat auf

INFO

Götz Wagemann, Ost Reisen Wien, Trondheimg. 1/9/10, 1220 Wien, Tel.+FAX: +43/1/974 81 44, Mobiltel.: +43/664/353 33 36, E-Mail: goetz.wagemann@chello.at GALIZIEN & BUKOWINA – DIE KOSCHERE REISE
Reisedaten:
 26.4.–8.5.2006
 Ein weiterer Termin Ende September 2006 ist in Vorbereitung.



der Suche nach besseren Arbeits- und Lebensbedingungen ihre Heimat verlassen.

Eine Reise auf den Spuren jüdischer Vergangenheit, das heißt aber auch: Viele Reisetilnehmer sind Nachfahren vertriebener bzw. emigrierter osteuropäischer Juden, die erstmals die Heimat ihrer Väter, Großväter und Urgroßväter besuchen. Sie kennen von Kindheit an die Erzählungen, Beschreibungen und Schilderungen ihrer Mütter, Großmütter und Urgroßmütter. Sie wissen – vielleicht sogar noch von alten Fotos – welches Haus in der Stadt vormals Wohnsitz ihrer Familie war, wo ihre Angehörigen am örtlichen Friedhof



begraben sind, wo die Schule, der Arbeitsplatz, die Synagoge ihrer Vorfahren lagen. Einigen gelingt es sogar, Zutritt zu ihren früheren Wohnungen und Häusern zu erhalten. Dabei können sich durchaus geschichtsträchtige Szenen abspielen. So berichtet Götz Wagemann gerne von jener älteren Dame, die nach über 50-jähriger Abwesenheit ihr altes Haus in Czernowitz wieder betrat, das sie im Zuge der Shoa verlassen hatte. Zielstrebig ging die Frau in ein bestimmtes Zimmer, an eine bestimmte Stelle in der Wand und öffnete ein dort verborgenes Geheimfach. Und siehe da: es waren all ihre Ringe, Schmuckstücke und Münzen, die sie vor ihrer Flucht dort versteckt hatte, noch vorhanden.



Und das, obwohl seit ihrer Abreise zahlreiche andere Eigentümer in der Wohnung gelebt hatten. Nun, das ist sicher eine Einzelgeschichte. Aber es gibt noch andere: etwa die jenes reichen Amerikaners (welcher Amerikaner ist angesichts ukrainischer Verhältnisse nicht reich?), dessen Vorfahren aus Czernowitz stammten, und der vor wenigen Jahren hier ein Hotel gekauft hat und betreibt, als Reminiszenz an die verloren gegangene Familientradition. Diese Erinnerung an die alte Heimat wird immer noch lebendig erhalten, etwa in dem „Weltverband Bukowiner Juden“ mit Sitz in Tel Aviv und Filialen in Jerusalem und Haifa, der auch die deutschsprachige Zeitschrift „Die Stimme“ herausgibt.



Gerade für die Nachfahren osteuropäischer Stetlbewohner, die sich mit der Reise in die zugleich vertraute wie unbekannte Heimat nicht nur ihrer geographischen, sondern auch ihrer religiösen Wurzeln bewusst werden, ist das Angebot einer koscheren Reise sehr attraktiv. An allen Reisetagen wird koscheres Essen angeboten. In Budapest, Krakau und Munkacs wird in koscheren Hotels übernachtet. In der Ausgangs- und Endstation Wien gilt dies auch für von auswärts angereiste Reisetilnehmer. In Krakau und Budapest steht den Teilnehmern eine Mikwa zur Verfügung. In Krakau kann fakultativ ein Kletzmerabend besucht werden. In Lemberg und Czernowitz steht jeweils ein Tag



zur freien Gestaltung bzw. laut Interesse der Gruppe zur Verfügung. Von Lemberg aus erfolgt ein Abstecher nach Brody, dem Geburtsort von Joseph Roth. Der Schriftsteller hat den tragischen Niedergang der k.u.k. Habsburgermonarchie in seinen Romanen wie dem „Radetzky-Marsch“ verewigt. Nach Wunsch und Möglichkeit können sich die Reisetilnehmer an Gebeten und Gottesdiensten der lokalen jüdischen Gemeinde beteiligen.



KATJA SINDEMANN

studierte Geschichte und Vergleichende Religionswissenschaft, war freie Mitarbeiterin im ORF und ist seit 2000 freie Journalistin und Filmemacherin. Zuletzt erschien: „Wiener Orte der Stille“ in der edition wien-facetten.

In diesem Buch sucht Katja Sindemann jene versteckten Orte in der Bundeshauptstadt auf, die abseits der touristischen Trampelpfade liegen – was sie besonders sehenswert macht.



Von einer sehr guten Freundin aus Wien erhalte ich hin und wieder verschiedene jüdische Zeitschriften aus Wien, worüber ich mich, als Wiener Jude, seit 1984 in der Schweiz lebend, immer sehr freue. Nun habe ich die erwähnte Ausgabe von NU bekommen und alle Artikel ausgezeichnet empfunden und mich bei manchen gar köstlich amüsiert. Bravo und weiterhin so.

Mit freundlichen Grüßen
Hans Gamliel
Riemen 151 (Schweiz)

Bisher habe ich Ihr Blatt durchaus kritisch, aber mit Interesse gelesen. Seit ein paar Ausgaben gewinne ich aber den Eindruck, dass Sie das Blatt parteipolitisch nutzen. Das wäre noch nicht das große Problem, der Anspruch „Informationsmagazin“ wäre genügend Grund es zu lesen. Den Rest kann man ja abstrahieren. Leider bemerke ich auch hier – vorsichtig gesagt – eine eindeutige Zielrichtung, die solchen Profis wie Ihrer Redaktion nicht einfach „passiert“. Ich darf aus der Ausgabe 4/2005, S. 17 zitieren: * „Ich kann mir nicht vorstellen, daß hier etwas dem Zufall überlassen wurde ... ist nicht aus Gedankenlosigkeit entstanden, sondern wurde penibel einkalkuliert“. Irgendwie scheint mir das Wort „Holocaust-Industrie“ an Relevanz zu gewinnen, (obwohl ich das Buch bewusst nicht gelesen habe).

Nun, es bleibt Ihnen überlassen, die Blattlinie nach Ihrem Gutdünken festzulegen. Es bleibt aber mir überlassen, für mich die Konsequenzen zu ziehen. Ich ersuche, mit sofortiger Wirkung mein Abonnement zu stornieren und mich aus der Liste der Interessenten o. ä. zu streichen.

Mit freundlichem Gruß
Zedlacher

Selbstverständlich nehmen wir die Kündigung Ihres Abonnements an und akzeptieren, dass Sie Meinungen (besser: unsere Meinungen) nicht lesen wollen. Dass es sich bei dem von Ihnen beanstandeten Textteil um die Meinung eines und genau eines Redaktionsmitglieds handelt, war deutlich zu lesen. Wir haben also nicht Bericht

und Kommentar vermischt, sondern den Kommentar als die Meinung eines Einzelnen gekennzeichnet.

Was das alles mit „Holocaust-Industrie“ zu tun hat, müssen Sie mir allerdings schon erklären. Die Urheber dieses Wortes meinen ja, dass Juden den Holocaust dazu ausnutzten, materiellen Vorteil zu erlangen. Diese Betrachtung teilen Sie vermutlich mit dem neuen iranischen Ministerpräsidenten und anderen wütenden Antisemiten. Welchen geldwerten Vorteil Sie uns unterstellen, würde mich schon interessieren. Ich denke, Sie haben sich da eher als einer von vielen positioniert, die Juden nur dulden, wenn sie sich ruhig, duldsam und meinungslos verhalten.

Ich weise also Ihre Unterstellung, die ich für klar antijüdisch halte, auf das Schärfste zurück.

Wir verbleiben wohl am besten so, dass Sie NU nicht mehr lesen und wir uns erlauben, weiterhin eine Meinung zu haben.

Hochachtungsvoll
Peter Menasse
Chefredakteur NU

Sehr geehrter Herr Zedlacher, mein Vater, der leider schon verstorben ist, hat mir immer wieder folgende Geschichte erzählt: Er, sein Bruder und ein Freund, der übrigens später ermordet wurde, sind anfangs der 40er Jahre völlig ausgehungert zu einer Essensausgabe des Roten Kreuzes gekommen und haben sich am Ende einer langen Warteschlange angestellt. Als sie endlich an der Reihe waren, hat ein Mitarbeiter des Roten Kreuzes – als er die drei Männer mit den Judensternen sah – die Kelle, die mit Krautsuppe gefüllt war, auf den Boden geschüttet. Die Juden sollten doch lieber verrecken, meinte er. Natürlich ist diese Geschichte nicht exemplarisch und dieser besagte Mitarbeiter war wahrscheinlich die berühmte Ausnahme von der Regel. Sie scheinen auch eine Ausnahme in Ihrer werten Organisation zu sein. Das hoffe ich zumindest. Sie unterstellen mir bzw. uns, dass wir uns an der „Holocaust-Industrie“ bereichern. Ja, ja, wie der Schelm denkt ... Erstens finanzieren meine Freunde und ich alle NU-Ausgaben mit unseren

privaten und bereits versteuerten Geldern und decken damit den Verlust ab. Und zweitens habe ich mich persönlich niemals um die Rückgabe des geraubten Vermögens meiner Familie bemüht, noch würde ich dies jemals tun oder gar annehmen. Ganz im Gegenteil. Meine Eltern haben mich gelehrt zu geben und zu spenden und nicht von Spenden zu leben. Können Sie das auch von sich behaupten? Oder profitieren Sie womöglich auch persönlich, direkt oder indirekt von jenen Geldern, die das Rote Kreuz einnimmt?

Hochachtungsvoll
Erwin Javor
P.S.:

Sie werfen uns Parteipolitik vor. Diese Behauptung erfordert noch eine Richtigstellung: Ich bin kein Parteimitglied und habe als Wechselwähler im Laufe meines Lebens schon alle Parteien – bis auf eine – gewählt. Und wie steht's mit Ihnen?

Falls es Sie beruhigt: Ich arbeite seit einigen Jahren unentgeltlich im Roten Kreuz als Freiwilliger. Ich habe zwei Freunde in Israel und einen in Wien, die mich eine andere Sichtweise gelehrt haben. Mein Vater war im KZ, ich bin glücklicherweise auf Grund meines Jahrganges nicht vor eine solche Situation gestellt worden. Ich stimme Hr. Mag. Menasse zu, wenn er sagt: „Wir verbleiben wohl am besten so, dass Sie NU nicht mehr lesen und wir uns erlauben, weiterhin eine Meinung zu haben.“

mfg, Zedlacher

Ich habe soeben 10 Euro an das Rote Kreuz überwiesen. Das ist der Betrag, den Sie für das Abo 2005 an uns bezahlt haben. Ich will mich nämlich nicht Ihrem Vorwurf aussetzen, dass ich mit Ihrem Beitrag das Holocaust-Business ankurble.

Hochachtungsvoll
Erwin Javor

Rätselhaftes in Jiddisch ...

... und anderen Sprachen

VON MICHAELA SPIEGEL

WAAGRECHT:

- Ihr wisst es schon, vom ..., wenn er dran zog, gab's einen Ton ...
- Jüdischer Jammer ...
- Steh sie und gib Acht und crem dich ein auch für die Nacht ...
- Erahnst du einen Hai, bleib besser auf dem ...
- Alles ist möglich ...
- Der wer? – kener tut's und bricht, ehen als ein Bösewicht ...
- Im Gebet er dich bekleidet, mit Mann hint dran, Unglück er dir vermeidet ...
- Spanischer Artikel ...
- Der Bartel holt den was? Auf Englisch meist ...
- Französische Verneinung ...
- Hier und wo? ...
- Kurze Hochschule ...
- Ein solches Erlebnis! ...
- Arbeit, Fleiß und Krampf sich lassen, mit dem Wörtchen sich umfassen ...
- Französisches Vornehmes, von ...
- Ich will nicht, dass sie welke, die rote ...
- Dem Einfältigen fehlt am Schluss das z, mit p in der Mitte, wär der Tonkrug nett ...

SENKRECHT:

- Man ahnt es schon, wir suchen die vom ... beständig und nicht Charly's ...
- Genauso jämmerlich wie 6 waagrecht ...
- Dick war sie nicht, namentlich süß, wenn sie in ihren Salon rief ...
- Diese Deutung, dieser Wink, macht im Wettkampf unentschieden und nicht flink ...
- Der Wert, mit Pech, ist nichtig ...
- Träumerisch zur Ferne, wie ein ..., strahlen die Augensterne/2 Worte ...
- Übergenaue Wiener, Handwerkerbezeichnung ...
- Ob dich diese Zahlungsmodalität mit Lust erfüllt? ...
- Einmal ist keinmal, drum mehrmals ...
- Kurz für New Language Observation ...
- Mich musst du nicht zum Scherzen stoßen ...
- Kein ... im baje, kein mesummen im kiss? ...
- Eben hier auf Wienerisch, vornämliches Mädchen ganz gewiss ...
- Englische Verneinung ...
- Französischer Artikel ...

Auflösung auf Seite 44

1	2		3		4		5		
6									7
		8		9					
			10						
			11			12			
		13							
14					15				
		16					17		
18	19			20					
21			22			23			
			24			25			
26						27			
28			29		30				
31									

Bemerkenswert erscheint mir die Reaktion fast aller Gemeindemitglieder, mit denen ich über ...

... das Projekt „Ichmannasse“ sprach. Egal ob sie von diesem betroffen sind oder nicht, diesem eher positiv oder negativ gegenüberstanden, war es vor allem ziemliche Gleichgültigkeit, Schulterzucken, letztlich Desinteresse. Keine enthusiastischen Befürworter, aber auch keine Spur von wütenden Gegnern. Fast jeder sagte irgendwann einmal „Naja ...“. Ein bisschen emotional war eigentlich letztlich nur die wortspielerische Umbenennung in des Projekts in „Ich-Mach-Gasse“.

Ziemlich deutlich erschien mir diese flagrante Distanz zwischen den zweifellos großen Bemühungen der Verantwortlichen der Kultusgemeinde einerseits und den Bedürfnissen der Gemeindemitglieder andererseits, und ich muss gestehen, auch meine Beziehung zur I.K.G. ist – jedenfalls all die gewaltigen und immer neuen Bauprojekte der letzten 15 Jahre betreffend – zunehmend indifferent und uninteressiert geworden.

Betroffen haben mich dann schon viel eher folgende, ganz persönliche und natürlich nicht repräsentative, aber – wie ich meine – doch vielsagenden Beobachtungen der letzten Monate:

Am 2. Tag Rosch ha-Schanah ist der Stadttempel erschreckend leer; es sind kaum mehr Menschen gekommen als zu einem normalen Schabat-Gottesdienst.

Zu Sukkot findet die Feier für die Kinder nicht statt. Der Oberrabbiner erklärt dazu, es hätte im vergangenen Jahr so viele Beschwerden darüber gegeben, wie lieblos diese gewesen wäre, dass man sie dieses Jahr dann lieber gleich gar nicht gemacht hätte. In meinem Bekanntenkreis gibt es

ca. 50 jüdische Kinder im Schulalter. Von denen gehen lediglich zwei in die Zwi Perez Chajes-Schule.

Jüdische Erziehung, abseits der jüdischen Schule und traditionelle und kindergerechte Aktivitäten zu den jüdischen Feiertagen wie Sukka-Schmücken, Mazzes-Backen, Purim- und Chanukka-Feiern werden überhaupt nicht mehr von der Kultusgemeinde, sondern vor allem von Chabad und z. B. der Wizo angeboten.

Persönlich angesprochen wird man als Gemeindemitglied von der Kultusgemeinde erfahrungsgemäß nur in zwei Fällen: Erstens wenn es ums Geld geht. Die nimmermüde Fundraiserin der Kultusgemeinde Hanni Haberschafft es tatsächlich mit fast jedem Gemeindemitglied eine persönliche Beziehung herzustellen und zu pflegen (und kann dafür nicht genug gelobt werden) und zweitens in den Wochen vor den jeweiligen I.K.G.-Wahlen.

Nie, noch kein einziges Mal, wurde man persönlich darauf angesprochen was denn die Bedürfnisse in jenem Bereich wären, von dem man meinen könnte, er gehörte zu den Kernaufgaben einer Kultusgemeinde: Jüdische Erziehung der Kinder, der Erwachsenen, Organisieren von jüdisch-traditionellen Feiern und Zeremonien, zu denen man gerne hingehört, Angebot von Schiurim (religiösem Unterricht), Diskussionen – auch zu aktuellen und brisanten Themen und dergleichen viel mehr.

Dazu fehlt aber auch schlicht das nötige Personal (Rabbiner, Lehrer, Jugendbetreuer usw.), denn außer dem Oberrabbiner selber und einer

ihm zugeteilten Sekretärin, gibt es in der Kultusgemeinde überhaupt niemanden, der diese Aufgaben wahrnehmen könnte. Bei Chabad-Lubawitsch gibt es meines Wissens sieben oder acht solcher Rabbiner bzw. Schlichim, die sich ausschließlich – und man muss sagen sehr professionell – um genau diesen Bereich kümmern.

Der Präsident der Kultusgemeinde und der Kultusvorstand sind jedoch mit ganz anderen Dingen beschäftigt und nichts könnte dies besser illustrieren als eine Konversation, die ich kürzlich mit einem Kultusvorsteher hatte:

„Martin, frag mich zur Kultusgemeinde, was du willst, ich antworte dir!“

„O.k. – kurz (meine Frau wartete) – was tut sich im Kultusvorstand?“

„Stell dir vor, da gibt es das Haus am Schottenring, das der I.K.G. gehört. Der wichtigste Mieter hat gekündigt. Wir müssen das Haus generalsanieren ... aufstocken ... umbauen ... umwidmen ... dann um das Doppelte vermieten ...“

„Aha, ein ganz wichtiges Immobilienprojekt. Und sonst?“

„Das JBBZ muss erweitert werden. Wir müssen ... aufstocken ... umbauen ... ausbauen ... erweitern ...“

„Aha, ein zweites ganz wichtiges Immobilienprojekt. Und sonst?“

„Na und dann natürlich kommt jetzt das ganz große Projekt auf dem Hakoah-Grundstück. Wir müssen bauen ... erweitern ... dazukaufen ... verkaufen ... umwidmen ... aufstocken ...“

Braucht man dem noch was hinzuzufügen?

Bilder als Waffen gegen Unrecht



VON ERWIN JAVOR

Die grauenhaften Bilder von ...

...Gefangenenmisshandlungen im Gefängnis Abu Ghraib haben die Welt schockiert. Das Material dokumentiert grausame und sadistische Folter. Irakische Häftlinge wurden gequält, entwürdigt und zu sexuellen Handlungen gezwungen. Man kann sich diesen Bildern nicht entziehen. Alles, was bisher nicht vorstellbar war, geschieht, und Menschen sind fähig und bereit, anderen Menschen die Hölle auf Erden zu bereiten.

Niemand bezweifelt, dass es unbedingt notwendig war, diese Bilder zu veröffentlichen. Und es bedarf auch keiner Rechtfertigung für die Veröffentlichung des schockierenden Bildmaterials. Je grausamer das Bildmaterial ist, umso mehr ist man verpflichtet, dieses zu publizieren, um einen Umdenkprozess in Gang zu setzen. Und genau das wurde im Folterskandal von Abu Ghraib auch bewirkt. Die schockierte Öffentlichkeit forderte entsprechende Konsequenzen und nach einem heftigen Diskussionsprozess wurden Verantwortliche vor Gericht gestellt, abgeurteilt, das Gefängnis geschlossen, und entsprechende Gesetze sollen eine Wiederholung dieser schändlichen Vorgänge in Zukunft verhindern.

So gesehen sind Bilder wirksame Waffen im Kampf gegen Unrecht und Unterdrückung. Dieser Folterskandal und Karikaturen des Propheten, die in einer Zeitung in Dänemark veröffentlicht wurden, haben bekanntlich zu heftigen und gewalttätigen Massendemonstrationen in der islamischen Welt

geführt. Wie immer bei solchen Anlässen kam es zur obligaten Verbrennung diverser Fahnen. Ebenso wurden Puppen, die westliche Politiker darstellten, misshandelt und symbolisch gehenkt.

Interessant ist aber in diesem Zusammenhang die Tatsache, dass sich die arabischen Massen zwar sehr um ihre Religion und den Propheten bemühen, aber nicht dagegen protestieren, wenn im Namen ihres Glaubens islamische Gruppierungen andere unschuldige Menschen – darunter viele Muslime – regelmäßig massakrieren.

Warum gibt es keine Demonstrationen von Muslimen gegen Bin Laden, Zarqawi und Konsorten, die fast täglich im Irak ihre Glaubensbrüder abschlachten, Moscheen zerstören und Selbstmordanschläge in der ganzen Welt ausführen lassen? Welcher Moslem protestiert in aller Öffentlichkeit dagegen, dass unschuldigen Geiseln der Kopf abgetrennt wird und dies im Internet gezeigt wird? Und warum veröffentlichen all jene Medien, die im Folterskandal von Abu Ghraib ihrer Berufspflicht nachgekommen sind, nicht auch die blutigen Bilder der enthaupteten Geiseln?

Obwohl wir regelmäßig mit der Tatsache konfrontiert werden, dass im Namen des Propheten Verbrechen begangen, heilige Stätten von Andersgläubigen zerstört werden, übt die internationale Presse eine Zurückhaltung in ihrer Berichterstattung aus, die an Selbstzensur grenzt. Obwohl es Foto- und Film-

dokumente von verschleppten und in der Folge „hingerichteten“ Mitgliedern von Hilfsorganisationen gibt, verweigert die Presse die Abbildung des Todeskampfes dieser Opfer.

Während in der arabischen Welt der populäre Sender Al Jasira die Wut der Moslems weiter schürt und nicht einmal die Entschuldigung der dänischen Regierung ihren Sehern wiedergibt, wird in der westlichen Presse die barbarische Hinrichtung – im Namen Allahs – von zwei schwulen Teenagern im Iran kaum erwähnt. Bevor die beiden an einem Baukran vor einer großen Schar johlender Zuschauer gehenkt wurden, mussten sie kurz vor ihrem Tod noch je 228 Peitschenhiebe erleiden.

Es stellt sich nun die prinzipielle Frage, ob man solche Bilder unzensuriert zeigen soll oder nicht. Und diese Diskussion ist so alt wie die Pressefreiheit. Es gibt zahlreiche und seriöse Argumente, die dafür sprechen, die Veröffentlichung solcher Grausamkeiten nicht zuzulassen. Wenn man aber zum Schluss kommt, dass ohne schonungslose Publikation der Bilder Terrorakte aseptisch, sauber und unglaubwürdig werden, haben wir eine Verpflichtung. Je grausamer das Bildmaterial ist, umso mehr bekommen jene Recht, die gegen Terror und Krieg sind. Die Abbildung vom Massaker an Zivilisten in My Lai hat nachweisbar den Vietnamkrieg verkürzt. Vielleicht würde der Schock über Brutalitäten an Unschuldigen die islamische Welt zum Umdenken und zu notwendigen Reformen zwingen.



P.b.b. • Verlagspostamt 1010 Wien • Zulassungsnr.: 02Z033113M

Impressum:

Herausgeber und Medieninhaber:

Arbeitsgemeinschaft jüdisches Forum, 1011 Wien, Postfach 1479

Internet: www.nunu.at, E-Mail: office@nunu.at, Fax: +43/1/715 05 45-15

BA-CA (BLZ 12000) Kto.-Nr. 08573 923 300

Sie sind an einem NU-Abonnement interessiert? Dann wenden Sie sich doch bitte schriftlich an die Arbeitsgemeinschaft jüdisches Forum, 1011 Wien, Postfach 1479. Oder Sie bestellen Ihr Abonnement per Mail an office@nunu.at bzw. telefonisch bei Anton Schimany unter +43/1/531 77-290 bzw. 0664/300 77 06 oder per Fax unter +43/1/715 05 45-15. Der Jahres-Abo-Preis (vier Hefte) bei Postzustellung im Inland beträgt 10 Euro, innerhalb der Europäischen Union 15 Euro, außerhalb Europas 20 Euro.

Mitarbeiter dieser Ausgabe:

Hannelore Eckerstorfer, Martin Engelberg, Heike Hausensteiner, Erwin Javor, Christof Janitschek (grafisches Konzept), Helene Maimann, Eva Menasse, Peter Menasse (Chefredakteur), Christian Ortner, Hans Rauscher, Axel Reiserer (London), Katja Sindemann, Danielle Spera, Michaela Spiegel, Barbara Tóth (Chefin vom Dienst), Alexia Weiss (stv. Chefredakteurin), Jonas Zahler.

Satz & Layout :

echokom werbeagentur ges.m.b.h, 1070 Wien, Schottenfeldgasse 24, Tel.: +43/1/526 26 76-0

Druck:

Gröbner Druck Gesellschaft m.b.H., 7400 Oberwart, Steinamangerer Straße 161

Offenlegung gemäß Mediengesetz:

Herausgeber: Verein Arbeitsgemeinschaft jüdisches Forum mit Sitz in 1011 Wien, Postfach 1479.

Obmann: Johann Adler, Schriftführer: Martin Engelberg, Kassier: Erwin Javor.

Grundsätzliche Richtung: NU ist ein Informationsmagazin für die Mitglieder der IKG und für ihnen nahe stehende, an jüdischen Fragen interessierte Menschen. NU will den demokratischen Diskurs fördern.
